


NEU




Die große Gruselserie von Jason Dark

# Ich stellte die Killer-Mumien

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)




# Ich stellte die Killer-Mumien

## John Sinclair Nr. 413

*von Jason Dark*

*erschienen am 03.06.1986*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Sinclair Crew

# Ich stellte die Killer-Mumien

Der alte Magier hatte sie gewarnt und von einer Nacht des Todes gesprochen!

Darum kümmerten sich die beiden Männer nicht, die sich zum Schutz in dunkles Sackleinen gehüllt hatten und den schlittenähnlichen Gegenstand durch den feinen Wüstensand zogen. Sie gingen geduckt, die Riemen des Zuggeschirrs hingen über ihren Schultern. Der Wind, ein letzter säuselnder Rest eines tagelang tobenden Sandsturms, wehte ihnen entgegen. Sie hatten die Tücher vor die Lippen gebunden und schmeckten trotzdem die Körner im Mund, die rauh auf der Zunge lagen, im Rachen klebten oder zwischen ihren Zähnen knirschten.

Sie waren Söhne der Wüste, sie kannten die Gesetze der Natur und lebten danach, aber auf die Warnungen des Magiers hatten sie nicht geachtet. Die anderen hatten ihnen mehr versprochen, wenn sie ihnen das brachten, was diese forderten.

Not for sale Die geforderten Mumien lagen wohlverpackt auf dem schlittenähnlichen Gegenstand hinter ihnen.

Bereit, ins Grab gelegt zu werden, um in die Vergessenheit zu geraten.

Aber nicht, wenn es nach den Fremden ging, die aus den Tiefen des Himmels gekommen waren und mit den Söhnen der Wüste Kontakt aufgenommen hatten.

Sogar ihre Sprache hatten sie gesprochen, deshalb wußten die Wüstensöhne, was die anderen wollten.

Und sie hatten die Mumien geholt.

Der Magier, der sie warnte, konnte mit niemandem mehr darüber reden.

Zwei Messerschnitte hatten seine Kehle durchtrennt.

Und jetzt waren die Mörder unterwegs.

Die Wüste war weit, aber endlich. Der Himmel über ihnen, schwarzblau und mit einem Zelt aus Sternen übersät, schien in die Unendlichkeit hineingreifen zu wollen.

Aus dieser für die beiden Wüstensöhne nicht faßbaren Ferne waren auch die Fremden gekommen, um sie zu besuchen. Aber der Sandsturm hatte die Landschaft verändert und ihr völlig neue Formen gegeben.

Wo vor sieben Monden noch die wellige Hügellandschaft die Wüstenebene durchbrochen hatte, war das Gelände jetzt flach. Dafür sahen sie kleine Sandberge und Hügel dort, wo zuvor der Blick bis zum Horizont hatte gleiten können.

Die Männer hatten schon des öfteren Sandstürme erlebt. Weil sie sich nach den Sternen richteten, verloren sie auch in einer veränderten Hügellandschaft nie die Orientierung.

Sie gingen weiter.

Ihre Füße schleiften durch den Sand, der sehr weich war und sie bei jedem Schritt einsinken ließ. Manchmal tanzten feine Schleier in der Luft.

Immer dann, wenn ein Windstoß herbeifuhr und die feinen Körner in die Höhe schleuderte.

Die Särge waren schwer. Sie hatten sie nicht extra befestigt. Durch ihr Gewicht würden sie nicht von dem Schlitten herabfallen.

Längst war die Tageswende überschritten, und noch immer zogen die beiden Männer ihre Bahn. Hätte ein Vogel sie begleitet, er hätte aus der Luft ihre Spuren verfolgen können.

Die Männer hörten sich selbst keuchen, und sie vernahmen das Klatschen des Wassers in den Schläuchen aus Ziegeniederhaut, die sie sich um die Hüften gebunden hatten.

Irgendwann konnten sie nicht mehr. Sie waren ausgelaugt, nahmen den Schutz von den Gesichtern, gingen noch einige Schritte und

hatten dabei das Gefühl, als würde ihnen die Last die Schultern zerreißen.

Ihre Beine waren schwer geworden. Sie zu heben, kostete immer mehr Mühe. Manchmal dachten sie schon daran, im Sand steckenzubleiben, doch der eiserne Wille trieb sie voran.

Bis der Hügel kam.

Sein Sand besaß einen hellen Glanz, den das Mondlicht aus weiter Ferne zur Erde sandte. Wie eine glatte Fläche kam er ihnen vor, und er breitete sich so weit aus, daß es ihnen unmöglich erschien, ihn zu umgehen.

Sie schauten sich an und traten dabei auf der Stelle, weil ihre Beine einfach nicht mehr wollten und die Kraft aus ihren Körpern gewichen war.

Trotzdem rissen sie sich zusammen. Wenn sie die anderen nicht trafen und die Häscher des Pharaos sie erwischten, würde man sie wegen des Mordes bestrafen und in siedendes Öl stecken.

Noch einen Versuch starteten sie. Es war zwecklos, sie bekamen den Schlitten mit seiner Last kaum noch von der Stelle.

Dann brachen sie gleichzeitig zusammen, als hätten sie sich untereinander abgesprochen.

Sie fielen in den Sand. Sie spürten beim Fall, wie die Riemen über ihre Gesichter glitten und schmerzhaft in die Haut schnitten. Das war ihnen egal. Es war ihnen überhaupt alles egal. Sie wollten nur liegenbleiben und sich von der gewaltigen Anstrengung erholen.

Sie hielten die Augen geöffnet, atmeten schwer, schauten zum Sternenhimmel und dachten daran, daß aus dieser Unendlichkeit die Fremden kommen würden.

Aber sie kamen nicht, und so verging wieder Zeit. Irgendwann erholten sie sich wieder. Als sie sich bewegten, blieben auch die Wasserschläuche nicht ruhig. Sie hörten das Klatschen der Flüssigkeit, stemmten sich auf die Knie und wußten, was sie zu tun hatten.

Beide tranken.

Das Wasser tat ihnen gut. Zudem war es noch kühl, denn das Leder hielt die Temperatur.

So erholten sie sich, wuschen auch die Gesichter und die durch den feinen Sand entzündeten Augen.

Erst jetzt sprachen sie miteinander. Es waren nur kurze Sätze, und sie überlegten, ob sie fliehen sollten.

»Wir werden bis zum Morgengrauen warten«, schlug der eine vor und erntete ein zustimmendes Nicken.

Dazu aber kam es nicht mehr. Der erste Sprecher hatte nach seinen Worten einen Blick in den Himmel geworfen. Die Augen wurden plötzlich groß. Sein scharfer Blick hatte genau den Punkt der Sternenpracht ausgemacht, der sich am schnellsten bewegte. Der

Punkt wurde rasch größer und schien zu landen.

Kaum waren die beiden Männer auf die Beine gesprungen, als sich hinter dem Hügel ein blauweißes Licht ausbreitete, das sehr stark blendete und wie eine Schlange über den Rand des Hügels hinwegkroch.

Das Licht gab dem Sand eine andere Farbe. Er sah plötzlich aus, als würde er aus Metall bestehen, und das Licht nahm noch an Intensität zu, so daß es in die Augen der Männer drang und dort schmerzte. Sie drehten die Köpfe zur Seite, auch das reichte nicht, deshalb schlugen sie die Hände vor die Gesichter und preßten ihre Finger gegen die Augen.

Was um sie herum geschah, konnten sie nicht erkennen. Über die Hügel hinweg kroch ein langer Arm. Er war sehr dünn und bestand aus einem glänzenden Stoff. An seinem Ende schimmerte eine große, geschliffene Glasperle, die alles genau absuchte, in die Höhe schwang, nach rechts und links glitt, sich sogar gegen den weichen Sandboden drückte und auch die beiden knienden Männer beobachtete.

Erst als dieser Taster festgestellt hatte, daß die Luft rein war, zog er sich wieder zurück und sandte ein Signal aus. Ein hoher, quietschender Ton, der gehört wurde, so daß andere Dinge in Angriff genommen werden konnten.

Es sah gespenstisch aus, wie plötzlich hinter dem Hügel die beiden Greifarme erschienen. Sie besaßen lange Krallen, und sie schlugen einen Bogen über die Männer hinweg, um schließlich das schlittenähnliche Gefährt zu erreichen.

Dort packten sie zu.

Es war ein sehr sicherer Griff, und die beiden Särge, in denen die Beute lag, wurden in die Höhe gehievt.

Es lief lautlos ab, als die Greifarme dieser anderen Wesen mit einer hochentwickelten Technik die Beute über die Hügel hinwegzogen und sie in ihrem Raumschiff verstauten.

Das sahen die beiden Ägypter nicht, die sich auch jetzt nicht trauten, die Fremden anzuschauen. Man hatte ihnen einen Lohn versprochen, aber daran dachten sie jetzt nicht.

Die Mörder bibberten vor Angst.

Sie zitterten auch dann noch, als das Raumschiff mit einem pfeifenden Laut in die Höhe jagte, einen bläulichkalten Feuerstreif gegen die Erde preßte und den Sand dort verglaste.

Einen Pendelschlag später waren die Unbekannten in der Tiefe des Alls verschwunden.

Die Männer aber lagen im Sand und richteten sich erst nach einer Weile auf. Sie schauten sich an, trauten sich aber nicht, etwas zu sagen. Erst als sie den leeren Schlitten sahen, waren sie beruhigt. Man hatte die Spuren gelöscht.

»Machen wir uns auf den Rückweg?«

»Ja.«

Wieder stemmten sie sich in das Geschirr, umspannten damit ihre Schultern und zogen den jetzt leeren Schlitten weiter.

Sie gingen in den Morgen hinein, sahen die Dämmerung am Horizont, aber auch die Reihe der Reiter, die dort wie angewurzelt stand. Da wußten sie, daß man ihnen keine Chance mehr lassen würde. Gemeinsam sanken sie in den Sand, hörten das Huftrommeln der Reittiere und das Knallen der Peitschen, bevor die Lederriemen ihre Rücken erreichten und dort die Kleidung zerfetzten.

Anschließend packte man sie und warf sie bäuchlings über zwei Kamelrücken.

So wurden sie den Weg wieder zurückgeschafft, um ihrer eigentlichen Bestrafung entgegenzusehen…

***

Das heiße Öl stank wie verschmorte Haut!

Der Folterknecht persönlich hatte die Flammen unter den Rosten angeheizt und die Kessel aufgesetzt. Das Öl kochte nicht, es wurde aber sehr heiß, begann zu stinken, und über seiner Oberfläche lag ein wabriger Dunst. Er trieb gegen das Licht der Fackeln, dessen Flammen das Verlies erhellten. Die Wände bestanden aus Lehm, der Folterkeller selbst lag unter dem Palast, und der hier regierende Folterknecht hatte sich schon oft an den Schreien seiner Opfer ergötzen können.

Auch die beiden aus der Wüste lagen schon bereit. Man hatte sie mit Hanfbändern gefesselt und bis auf einen dünnen Lendenschurz völlig entkleidet.

Die erste Tortur hatten sie bereits hinter sich. Ihre Körper zeigten die Spuren. Lange Striemen, blutunterlaufene Flecken, Beulen und geschwollene Gesichter. Zudem kleine Wunden, die von glühenden Folterinstrumenten hinterlassen worden waren.

Aber sie waren nicht bewußtlos geworden. Der Folterknecht galt als Spezialist für Qualen, er wußte genau, wo er anzusetzen hatte, und das Schlimmste stand den beiden noch bevor.

Jede Todesart wurde von einem gewissen, beinahe beamtenhaften Ritual begleitet. Dieses Ritual bezog sich auf die Pausen zwischen den Folterungen, und es würde noch jemand kommen, der den Bestraften einige Fragen stellte, um diese niederzuschreiben.

Noch waren die Wüstensöhne mit dem Folterknecht allein. Das Verlies war ziemlich groß und trotz der Fackeln düster. Sie befanden sich dem Feuer gegenüber. Ihr Widerschein zeichnete Spiele aus Hell und Dunkel auf die schweißnassen und verzerrten Gesichter der Männer. Einer von ihnen blutete aus der Nase.

Der Folterknecht selbst trug ebenfalls nur einen Lendenschurz und

bis zu den Knien hochgeschnürte Sandalen. An seinem Gürtel hatte er seine Peitschen befestigt, die sich bei jedem Schritt, den er zurücklegte, bewegten und gegen seine nackten Beine klatschten.

Er war ein Mensch ohne Gefühl, erledigte seine Aufgabe und schaffte später auch die Leichen für das unehrenhafte Begräbnis fort.

Er gehörte zu den großen Menschen. Sein schwarzer Vollbart ließ ihn noch unheimlicher erscheinen, als er tatsächlich schon war. Manchmal blieb er neben den beiden Opfern stehen, schaute sie an und weidete sich an den Qualen der Männer.

In einer Ecke des Verlieses lag gespaltenes Holz. Hin und wieder nahm der Bärtige einen Klotz, warf ihn in die Flammen.

Er war es auch, der trotz dicker Mauern die Schritte hörte. Sie näherten sich der Verliestür, und als dumpfe Schläge von außen gegen das Holz dröhnten, ging er hin und öffnete.

Es war der Schreiber, der Einlaß begehrte. Ein mickriges Männchen, spindeldürr, mit einem hageren Gesicht und verschlagen blickenden Augen. »Laß mich rein, du Bär«, sagte er respektlos. Er konnte sich dies erlauben, da er unter dem persönlichen Schutz des Pharaos stand.

Schweigend trat der Folterknecht zur Seite. Der Schreiber aber trat sofort an die beiden Gefangenen heran, die auf einer harten Holzliege lagen, und schaute auf sie nieder.

Sein Blick war fast amüsiert, und in einem ziemlich lockeren Tonfall sprach er sie an. »Na, ihr beiden, habt ihr die erste Tour schon hinter euch?« Er lachte und schüttelte den Kopf. »Ihr hättet den Magier nicht ermorden sollen. Wir haben sehr schnell herausgefunden, wer es war, dann konnten die Häscher eure Spur aufnehmen, und jetzt bin ich an der Reihe. Ich will euch nur eines fragen. Wenn ihr nicht wollt, gehe ich wieder. Habt ihr noch etwas zu sagen?«

Die Mörder lagen so, daß sie sich nicht anschauen konnten, aber sie hatten sich bereits vor der Tortur abgesprochen, und so stimmten beide praktisch im gleichen Atemzug zu.

»Ja, wir wollen sprechen.«

»Ist es viel?«

»Nein, aber sehr wichtig.«

Der Schreiber verzog das Gesicht. »Wichtig?« Er kicherte. »Was kann bei einem Mörder schon wichtig sein.«

»Was wir erlebt haben, kann auch anderen passieren«, bekam er zur Antwort.

»Na ja, ich höre.« Der Schreiber hatte ähnliche Worte schon des öfteren gehört. Jeder Verurteilte nahm sich wichtig. Alle hatten sie etwas zu sagen, dabei war es oft nur Geschwätz. Der Schreiber rollte seinen Papyros aus.

»Ich höre«, sagte der Schreiber und nahm an einem kleinen Tisch Platz.

Die beiden Verurteilten sprachen abwechselnd. Sie redeten ziemlich stockend, sehr langsam dazu, aber später brach es aus ihnen hervor. Da kam der Schreiber kaum mit, so schnell redeten sie.

Der bärtige Folterknecht stand im Hintergrund des Verlieses, wurde vom Schein der Fackel umschmeichelt und wartete mit einer stoischen Geduld ab.

Der Schreiber notierte weiter. Als die beiden endlich schwiegen, war auch er schweißgebadet. Es kam nicht oft vor, daß er Kommentare gab, hier konnte er ihn sich nicht verkneifen und drehte sich auf dem Schemel um.

»Was habt ihr euch da alles zurechtgesponnen?«

»Es ist die Wahrheit!«

»Sie sollen aus dem Himmel gekommen sein?«

»Ja, das stimmt.«

»Und die Mumien sind mitgenommen worden?«

»So ist es.«

Der Schreiber begann zu lachen. »Ich habe es hier niedergeschrieben und werde dem Pharao davon berichten.«

»Dann tu es schnell…«

»Nach eurem Tod.«

»Aber wenn er etwas von uns wissen will. Wir könnten noch mehr sagen.«

Der Schreiber kannte die Tricks. Er stand auf und schüttelte den Kopf.

»Niemals. Ich kenne Leute wie euch. Ihr habt versucht, euren Hals zu retten, das ist euch nicht gelungen. Ihr werdet eingehen in das Reich der Dunkelheit. Ihr bekommt keine eigenen Gräber, keine Totenbarke und keine Nahrung mit auf die Reise ins Totenland. Ihr werdet vergehen, verhungern, erfrieren…«

Der Bärtige kam und deutete auf die Tür.

»Ja, ich gehe schon«, sagte der Schreiber. Er schaute die beiden Verurteilten nicht einmal mehr an. Um sie kümmerte sich der Bärtige. Da er nicht beide zugleich in die Kessel mit dem heißen Öl hineinstecken konnte, hörte einer das schreckliche Schreien des anderen und konnte sich ausmalen, was ihm bevorstand.

So starben denn beide Mörder, ohne noch weitere Informationen über den ungewöhnlichen Besuch hinterlassen zu haben…

***

Der Pharao aber hörte sich den Bericht des Schreibers genau an und verlangte nach den beiden Mördern. Man teilte ihm mit, daß sie getötet worden wären, was ihn ärgerte.

Zum erstenmal bekam auch der Schreiber zu spüren, was es heißt, sich den Ärger des Pharaos aufzuladen. Er wurde ausgepeitscht und in

ein Verlies geworfen.

Der Pharao aber nahm den Papyros an sich und hütete diese Schriftrolle wie einen kostbaren Schatz. Er gehörte zu den Menschen, die viel Vertrauen in die Magie und gleichzeitig auch die Wissenschaft steckten.

Seiner Ansicht nach konnte es durchaus sein, daß Fremde von den Sternen gekommen waren, um die Mumie zu holen.

Er fragte sich nur, was sie mit den Toten wollten und ob sie diese für immer behalten würden. Jedenfalls hatten ihn die letzten Worte der Verurteilten so nachdenklich gemacht, daß er reagierte und Kundschafter ausschickte. Gleichzeitig bestimmte er Männer, die den Himmel beobachten sollten. Vielleicht kamen die Fremden irgendwann einmal zurück, dann wollte auch er sie sehen.

Es dauerte nicht einmal zehn Tage, als das Ufo tatsächlich aus dem nächtlichen Himmel stieß.

Die Späher des Königs beobachteten es und bekamen auch mit, wie es in der Wüste landete.

Stunden später hatten Reiter den Platz erreicht. Sie fanden den Sand geschmolzen, und sie sahen die beiden Sarkophage, in denen die Mumien lagen.

Man hatte sie also zurückgebracht.

Sofort wurde der Pharao benachrichtigt, der die Meldung mit Interesse aufnahm und nun bestimmte, daß die Mumien in seinen Palast gebracht werden sollten.

Das geschah auch.

Der Pharao schaute sich die beiden Sarkophage an und später auch die Mumien.

Er konnte keinerlei Veränderungen feststellen, trotzdem glaubte er, hier ein Geheimnis zu haben. Er brachte die Mumien in einen Abstellraum.

Es vergingen Monate, da starb der Pharao. Viele sprachen von einer rätselhaften Krankheit, die viertausend Jahre später den Namen Krebs bekommen sollte. Andere wieder, es waren die Magier, waren fest davon überzeugt, daß es sich um die Rache eines mächtigen Gottes aus der Welt zwischen den Sternen handelte.

Der Pharao wurde in seiner prunkvoll ausgestatteten Pyramide zur letzten Ruhe gebettet. Man gab ihm die beiden Mumien zur Seite, um die er kurz vor seinem Tod gebeten hatte.

Danach wurde das Grab verschlossen und versiegelt.

Niemand sollte es mehr aufbrechen und die Ruhe des Pharaos stören.

***

An manchen Tagen kommt alles zusammen. Und diese geballte Ladung an negativen Vorzeichen nennt man dann Pech.

So erging es mir. Ich hatte tatsächlich Pech, denn ich kam einfach aus Frankreich nicht weg. Den Wagen des toten Reporters Gerald Gress konnte ich nicht einfach nehmen, ich hatte ihn zudem der Polizei in Verwahrung gegeben.

Meine Flugkarte konnte ich ebenfalls vorerst steckenlassen, denn die Flüge fielen wegen Nebels aus. Paris war zu. Ich hatte auch mit der Schweiz telefoniert, aber Zürich meldete ebenfalls diese graue Suppe.

Ich aber wollte nach London. Telefoniert hatte ich schon mit meiner Dienststelle, und es war ein verdammt langes Gespräch geworden. Sir James, Suko und Bill hatten ebenfalls Qualen durchgestanden, als Nadine, die Wölfin, in den geheimnisvollen Zauber mit hineingerissen worden war.

Den Werwolf-Terror hatte ich brechen können, ein anderes Rätsel aber blieb und würde wohl auch noch in der Zukunft bleiben.

Da ging es um die Templer.

Ich hatte einen gewissen Abbé Bloch kennengelernt, der sich mir als einer der Führer eines Templer-Ordens zu erkennen gab. Zusammen hatten wir Hector de Valois' Grab gesucht und auch gefunden. Nach der Öffnung hatte ich auch das gesehen, was von dem ehemaligen Templer-Führer de Valois übriggeblieben war.

Ein silbernes Skelett.

Diese Tatsache würde mir weiterhin Rätsel aufgeben, dessen war ich mir sicher. Zudem hatte der Abbé nie etwas richtig zugegeben, sondern Informationen für sich behalten.

Skeptisch machte mich auch, daß mich die Mitglieder des Ordens unter Beobachtung gehalten hatten. Sie waren oft genug über meine Einsätze informiert gewesen, denn sie wußten, daß sich unsere Wege irgendwann einmal kreuzen würden.

Zudem hatte ich keinen Grund, den Worten des Abbé nicht zu trauen, denn in Frankreich hatte vieles begonnen, mit dem wir uns in der Zukunft bestimmt noch beschäftigen würden.

Mir schossen so viele Gedanken durch den Kopf, daß ich sie kaum sortieren konnte.

Ich war nach Valence gefahren, in die nächstgrößere Stadt, hatte dort zum Glück hilfsbereite Kollegen getroffen und dachte nun daran, was vor mir lag.

Das war ganz einfach.

Eine Zugfahrt.

Ich wollte zunächst mit dem Zug nach Paris fahren. Hatte sich der Nebel bis dahin gelichtet, konnte ich in der französischen Hauptstadt noch immer in einen Jet umsteigen.

Die Fahrkarte steckte bereits in meiner Tasche. Nur auf den Zug mußte ich warten.

Die letzten Nächte waren ziemlich hart gewesen. Eigentlich zu hart,

hinzu war die Unterredung mit den Kollegen gekommen, so daß ich erst gegen Mittag dazu gekommen war, mich ein wenig aufs Ohr zu legen. Der Zug fuhr erst am frühen Abend los.

Aber ich hielt mich bereits am Bahnhof auf. Auch über ihm lag eine dünne Nebelschicht. Sie dämpfte die Geräusche, und die zahlreichen Menschen bewegten sich oft nur wie Schatten.

Natürlich hatten auch die Züge Verspätung, aber die Zeiten hielten sich in Grenzen.

Ich hatte mir ein kleines Bistro ausgesucht, um etwas zu essen. Kaffee gab es auch. Mit beiden Händen mußte ich die bauchige Schale umfassen, wenn ich das heiße Getränk zu mir nahm.

Der Lärm und der Wirrwarr der Stimmen um mich herum ließen mich kalt. Ich schaute auf meine Kaffeetasse und kam mir in dem dichten Zigarettenrauch wie ein Fremdkörper vor. Ich saß ziemlich weit hinten an der Wand, und der zweite Stuhl neben dem runden Tisch war noch frei.

Immer wenn die Tür geöffnet wurde, geriet die Rauchwand durcheinander. Gleichzeitig drang ein Schub Kälte in das Bistro, und die alte Glocke schlug an.

An der Theke standen Männer und Frauen zusammen. Sie alle warteten auf die Züge, schimpften über das Wetter und vertrieben sich mit einem Drink die Zeit.

Auch die Kellnerin fror. Sie kam und stellte mir den Salat auf den Tisch.

»Möchten Sie noch etwas trinken, Monsieur?«

»Ja, bringen Sie mir einen Roten.«

»Gern.« Das Mädchen verschwand. Es besaß eine dunkle Haut. Wahrscheinlich stammte sie aus Algerien oder Marokko. Der Salat kam schnell.

Ein paar grüne Blätter mit Thunfisch dazwischen, und vier Scheiben Brot wurden mir ebenfalls gereicht.

Ein Windzug traf mich von oben her. Ich schaute gegen die Decke und stellte fest, daß jemand einen Ventilator eingeschaltet hatte, der Rauch und Mief durcheinanderquirlte.

Das Mädchen kam mit dem Roten. Bis zum Rand war das Glas voll.

Ich bedankte mich und zahlte gleich.

»Sie warten stach auf einen Zug?« fragte sie.

»Ja, ich will nach Paris.«

»Der müßte in einer halben Stunde kommen, aber der ist schon mit Verspätung in Marseille abgefahren.«

»Kennen Sie den Grund?«

»Nein, ich hörte es nur.« Sie nahm den Schein entgegen und bedankte sich, da ich auf das Wechselgeld verzichtete. »Man flüstert da etwas«, erklärte sie mir noch.

»Und was?«

»Irgendeine geheimnisvolle Ladung soll dort noch aufgenommen worden sein.«

»Oh.«

»Ja, Monsieur. Etwas unheimlich Wertvolles.«

»Gold?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das ist aus Ägypten gekommen und für Paris bestimmt. Irgend so ein altertümlicher Kram, der gefunden worden ist. Soll in Paris ausgestellt werden.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. »Ist bestimmt eine Mumie oder so.«

»Kann sein.« Sie lächelte mir zu. »Gute Fahrt, Monsieur.«

»Danke sehr.«

Ich griff zu den Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an, während ich den Roten in kleinen Schlucken trank. Den Salat hatte ich nur zur Hälfte gegessen, er war mir einfach zu trocken gewesen.

Der Wein war herb, aber nicht sauer. Ich lehnte mich auf dem kleinen Stuhl so weit zurück wie möglich, streckte die Beine aus und fühlte, daß mich eine gewisse Entspannung überkam.

Gleichzeitig auch wieder die Müdigkeit. Wahrscheinlich lag es an der schlechten Luft. Nur durfte ich nicht einschlafen, dann hätte ich unter Umständen den Zug verpaßt.

Auf der Fahrt würde ich schon Gelegenheit finden, ein Nickerchen zu machen.

Drei Männer betraten das Bistro. Ich sah sie an der Tür, wo sie für einen Moment stehenblieben und sich umschauten. Ich stufte sie schon beim ersten Blick als knochenharte Typen ein. Sie trugen weiche Ledermäntel.

Hüte und leichte Koffer in den Händen. Zwei von ihnen besaßen Oberlippenbärte.

Der dritte, er war etwas kleiner als seine Begleiter, hatte ein bleiches Gesicht mit grauen Schatten auf den Wangen. Er schaute auch zu mir, und ich wich seinen Augen nicht aus. Für die Dauer von zwei Sekunden blieben unsere Blicke ineinandergekrallt, dann wandte er den Kopf und folgte den anderen zwei Typen, die sich an die Theke quetschten und sehr schnell einen Platz fanden, weil man ihnen dort bereitwillig etwas freimachte.

Die Männer nahmen nicht einmal die Hüte ab, als sie bestellten. Einer holte Zigaretten hervor und gab eine Runde Glimmstengel aus.

Mein Interesse an den Typen verlor sich. Es war das berufliche Mißtrauen, deshalb hatte ich sie mir etwas genauer angeschaut. So aber kümmerte ich mich wieder um meinen Wein und schaute auch nicht auf, als die Tür geöffnet wurde und der nächste Schwall an kalter Luft durch das Bistro fuhr und mich traf.

Erst als ich angesprochen wurde, hob ich den Kopf.
»Ist der Platz noch frei, Monsieur?«
Vor mir stand eine Frau. Ich war aus meinen Gedanken gerissen worden und so überrascht, daß ich vergaß, was sich für einen Kavalier gehörte.
»Natürlich, Madame, gern.«
»Merci.«
Die Frau war, wie man so schön sagt, nicht nur eine, sondern gleich mehrere Sünden wert. Sie hatte glutvolle, dunkle Augen, eine schwarze Haartracht und ein nur leicht geschminktes Gesicht, das durch seine Ebenmäßigkeit überzeugte. In der Serie Dallas tritt eine gewisse Mandy Winger auf, und eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den beiden war nicht zu leugnen.
Mir gefiel nur noch der hellblau eingefärbte, weit geschwungene Pelzmantel, den sie mit einer lässigen Bewegung von ihren Schultern gleiten ließ und aufhängte. Ich hatte ihr dabei zugeschaut und sah ihr Lächeln.
»Ein unangenehmes Wetter, finden Sie nicht auch?«
»Da sagen Sie etwas.«
Als die Frau ihren Platz einnahm, erhob ich mich kurz. Sie trug ein elegantes Reisekostüm, dessen Flanellstoff aus blauschwarzen Quadraten bestand. Das Kostüm zeigte einen spitzen Ausschnitt.
Die Kellnerin kam und fragte nach den Wünschen.
Meine Tischnachbarin drehte sich, schlug die Beine aufreizend übereinander und bestellte das gleiche wie ich. Sie trug moderne Strümpfe mit einem hübschen Muster.
Da paßte eben alles.
Die schöne Unbekannte hatte ihre Handtasche auf den kleinen Tisch gestellt. Sie suchte und fand ihre Zigaretten. Ich gab ihr Feuer.
»Danke sehr.« Als sie den Rauch ausstieß, warf sie einen Blick auf die Uhr. Ob sie mich mit den nächsten Worten meinte oder zu sich selbst sprach, wußte ich nicht. Jedenfalls erzählte sie irgend etwas von einer Verspätung.
»Ja, damit müssen wir rechnen.«
Sie nickte betrübt und legte die Zigarette in den Ascher. »Dabei will ich nach Paris.«
»Dann haben wir das gleiche Ziel.«
»Oh.« Ihre Augen blitzten. »Das ist nett. Aber Sie sind kein Franzose, Monsieur.«
»Engländer.«
Da lachte sie. »Und wo kommen die meisten Engländer her? Aus London. Das ist wie bei den Franzosen. Aber nicht alle sind Pariser.«
»Zufällig komme ich aus London.«
»Und sitzen hier, weil Sie das Flugzeug nicht nehmen können.

Stimmt es?«

»Exakt.«

Sie bekam ihren Wein, zahlte und sog wieder an der Zigarette. »Dann können wir nur hoffen, daß der Zug nicht allzuviel Verspätung hat.« Sie probierte den Wein und nickte. »Ja, der ist gut.«

»An der Loire wächst ein hervorragender Tropfen.«

»Sie sind Weinliebhaber?«

»Auch.«

Da lachte sie. »Ja, ihr Engländer. Whisky ist wohl euer Leib- und Magengetränk.«

»Nicht unbedingt.« Ich hatte mich entschlossen, meinen Namen zu sagen.

»Sinclair also«, sagte sie. »Hört sich das nicht ein wenig schottisch an?«

»Meine Vorfahren stammen aus Schottland.«

»Habe ich mir gedacht. Ich bin übrigens Cecile Villard und komme aus Marseille.«

»Die Stadt kenne ich noch nicht.«

»Sollten Sie aber, John.« Ihr Tonfall war locker geworden. »Es gibt dort viel zu sehen. Manche behaupten, daß Marseille mehr Atmosphäre hätte als Paris. Ich bin nicht so vermessen und würde beide gleichstellen, weil ich des öfteren in Paris zu tun habe.«

»Da ist man besser Diplomat. Fahren Sie die Strecke oft mit dem Zug?«

»Hin und wieder«, gab sie zu. Sie schüttelte den Kopf, nahm noch einen Zug und drückte die Zigarette dann aus. »Der Tag war überaus hektisch. Ich freue mich schon auf einen gemütlichen Platz im Zug und werde dort auch etwas essen.«

»Darf ich Ihnen dann Gesellschaft leisten.«

»Oh, sehr gern. Dann können Sie mir mehr über London und Schottland erzählen.«

»Meinetwegen.«

Cecile Villard hatte es tatsächlich fertiggebracht, meine Müdigkeit zu vertreiben. Es war auch besser, etwas Unterhaltung auf der langen Zugfahrt zu haben, denn von der Landschaft war bei Nebel und Dunkelheit nichts zu sehen.

Wir redeten noch ein wenig über das Wetter, als plötzlich die Durchsage kam.

In wenigen Minuten würde der Expreß Marseille - Paris in den Bahnhof einrollen.

»Endlich!« stöhnte Cecile und erhob sich. Diesmal half ich ihr in den Mantel. Seidenweich glitt das Fell durch meine Finger. Es mußte eine Stange Geld gekostet haben. Ich kam mir in meiner Lederjacke und dem Pullover direkt schäbig vor.

In dem Bistro herrschte Aufbruchstimmung. Die Leute waren nicht mehr zu halten. Sie drängten zur Tür. Jeder schien Angst zu haben, den Zug zu verpassen.

Cecile und ich hielten uns zurück. Aber auch die drei Männer in den Ledermänteln, die in unserer Nähe standen. Nur der Bleiche schaute uns an. Mich dabei besonders lange. Er sagte aber nichts, sondern verließ vor uns das Bistro.

Ein kalter Bahnsteig empfing uns. In dicken Wolken trieben die Nebelschwaden über die Gleise und dampften auch gegen die Laternen, wo sie zu gelblich schimmernden Wolken wurden.

Ein schriller Pfiff gellte uns entgegen. Einer der Bahnbeamten hatte ihn auf seiner Pfeife ausgestoßen. Der Mann stand unter einer großen Normaluhr und hatte ein Fahrtenbuch unter den linken Arm geklemmt. Cecile stand neben mir und hüllte sich eng in den Mantel. »Ich hasse dieses Nebelwetter. Es macht depressiv. In Marseille dagegen scheint öfter die Sonne.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Wir sollten übrigens zusehen, so rasch wie möglich einen Platz im Speisewagen zu ergattern. Der ist immer sehr schnell voll.«

»Einverstanden.«

Sie lächelte. Vielleicht hatte sie noch etwas sagen wollen, aber der Zug rollte dann bereits ein. Die Lok glänzte feucht. Nebelschwaden um: wallte sie. Dann folgte die Kette der Wagen.

Sogar zwei Gepäckwagen führte der Zug mit. Mir fielen wieder die Worte der Kellnerin ein, die von einer wertvollen Ladung aus Ägypten gesprochen hatte, und ich fragte mich, woher die Kleine das überhaupt alles wußte.

Die Schlange der Wagen rollte vorbei und wurde mit jeder ablaufenden Sekunde langsamer. Auch den Speisewagen sahen wir. Er befand sich ungefähr in der Mitte des Zuges. Da wir sehr günstig standen, hielt er fast vor unseren Füßen.

Cecile und ich stürmten den Speisewagen und nahmen an einem Zweiertisch Platz. Da wir nur leichtes Gepäck besaßen, konnten wir es unter dem Tisch verstauen. Die weichen Sessel waren gemütlich. Auch Cecile war dieser Meinung. Sie streckte die Beine aus, berührte mich zufällig - und blieb auf Kontakt.

Ich registrierte dies mit einem innerlichen Lächeln. Wenn das so weiterging, würde uns die Reise noch mehr Vergnügen bereiten.

Wir hörten das dumpfe Schlagen der Türen, sahen Menschen wie Schatten über den Bahnsteig huschen, eingehüllt in träge dahinfließende Dunstschwaden.

Noch ein Pfiff hallte über den Bahnsteig. Es war das Zeichen zur Abfahrt des Zuges.

Sehr weich setzte sich die Wagenschlange in Bewegung. Ich nickte

Cecile zu. »Auf eine gute Reise«, sagte ich.
»Das, John, wünsche ich auch…«
Ihr anschließendes Lächeln versprach viel…

***

Die Lichter glitten vorbei, sie wurden weniger, leuchteten dann und wann nur noch vereinzelt und waren schließlich ganz verschwunden.
Die Nacht hatte die stählerne Schlange geschluckt. Ein Ober lief durch den Speisewagen und verteilte Karten.
Wir hatten gut daran getan, uns direkt die Plätze zu sichern, denn der Speisewagen wahr sehr schnell besetzt worden. Es gab keinen freien Platz mehr.
An das Fahren hatte ich mich auch gewöhnt. Ich kam mir vor, als säße ich in einer Sänfte. Trotz meiner hübschen Begleitung hatte ich Mühe, die aufkommende Müdigkeit zurückzudrängen.
Cecile studierte die Karte. Ich schlug sie ebenfalls auf. Vier Menüs wurden angeboten. Die Gerichte waren nach Preisklassen gestaffelt. Ich bestellte beim Ober einen Salat mit warmer Kalbsleber und als Hauptgericht dünne Entenfiletstreifen. Als Dessert wurden Feigen mit Vanilleeis gereicht.
Als ich die Karte weglegte, hatte auch Cecile Villard schon gewählt.
»Die Nummer eins«, sagte sie.
»Das habe ich ebenfalls genommen.«
»Da haben Sie gut gewählt«, lobte der Ober.
Als Begleitgetränk entschieden wir uns für einen trockenen Rosé.
»Es wird noch einen Moment dauern«, wurde uns gesagt.
»Wir haben ja Zeit.«
»Sehr wohl.«
Inzwischen fühlte ich mich so gelöst wie selten. Die ganze Spannung der letzten Tage war abgefallen wie eine alte Haut. Ich genoß es, im Wagen zu sitzen und gefahren zu werden.
Nur etwas störte mich.
Es war der »Bleiche«, der mit seinen anderen beiden Begleitern mir schräg gegenübersaß, so daß sich unsere Blicke zwangsläufig des öfteren trafen. Ich legte in meinen eine gewisse Gleichgültigkeit hinein, der andere aber schaute mich des öfteren verschlagen an.
Hatte er etwas gegen mich?
Die Stimme der Frau riß mich aus den Gedanken. »John, ich will ja nicht indiskret sein, aber darf man fragen, was Sie hier in Frankreich zu tun hatten?«
»Ich mußte beruflich an die Loire. Angestellt bin ich bei einem Maklerbüro, und jemand möchte sein Schloß verkaufen. Das habe ich mir angeschaut.«
»Waren Sie zufrieden?«

»Ja. Nur ist der Kasten sehr groß. Ich frage mich, wer den Kaufpreis bezahlen und das Schloß anschließend unterhalten kann.«

Sie nickte. »Das ist in der Tat ein Problem.«

Unser Wein wurde gebracht. Ich kostete, war zufrieden und ließ den Ober einschenken.

Cecile und ich prosteten uns zu. »Auf daß es eine angenehme Reise wird«, sagte ich.

»Das wünsche ich mir auch.«

Es dauerte nicht lange, da brachte der Ober bereits die Vorspeise. Der Salat sah frisch aus, die Kalbsleber dampfte leicht, und sie mundete mir ausgezeichnet.

Schweigend aßen wir. Cecile nahm hin und wieder einen Schluck Wein, aß den Teller aber nicht leer. »Sonst habe ich Schwierigkeiten mit dem Hauptgericht.«

»Kann ich mir vorstellen. Wenig war es ja nicht.« Auch ich lehnte mich zurück. »Da Sie meinen Beruf kennen, würde mich interessieren, was Sie so treiben, um Geld zu verdienen.«

Sie lachte hell. »Darauf kommen Sie nie.«

»Abwarten.«

»Dann raten Sie mal!«

»Modebranche?«

Sie schüttelte den Kopf und lächelte. »Nein, nicht jede Französin hat etwas mit Mode zu tun. Da liegen Sie völlig falsch.«

»Aber ich habe recht, wenn ich behaupte, daß Sie einen ungewöhnlichen Beruf haben.«

»Das stimmt.«

»Vielleicht…«

»Ach lassen Sie, John, darauf kommen Sie nie.«

»Dann klären Sie mich auf.«

Sie trank noch einen kleinen Schluck. »Sie suchen alte Schlösser, ich tendiere beruflich auch in diese Richtung, aber ich denke da mehr an sehr alte Dinge. Sachen, die uns begeistern, weil sie vor Jahrtausenden schon erschaffen wurden.«

»Sind Sie Archäologin?«

»Ja und nein. Auch Geschäftsfrau. Ich arbeite für mehrere private Museen hier in Frankreich als Scout.«

»Dann kommen Sie viel in der Welt herum.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Darf ich fragen, was Ihr wertvollstes Stück war, das Sie bisher entdeckt haben?«

»Ja, es war eine alte…« Sie lachte plötzlich und schlug sich gegen die Stirn. »Es hört sich dumm an. Aber es war tatsächlich eine alte chinesische Vase, die ich auftreiben konnte. Nicht in Peking, ich war nach Hongkong gefahren, dort hat sie einer der Filmmogule besessen

und wollte sie loswerden, weil er in plötzlichen Schwierigkeiten steckte. Da habe ich zugegriffen und eine gute Provision kassieren können.«

»Muß eine interessante Aufgabe sein.«

»Das ist es.«

»Aber nichts für eine verheiratete Frau, oder?«

»Nein, John, das habe ich hinter mir. Ich bin seit einigen Jahren geschieden, es ist besser so.«

Unser Hauptgericht wurde gebracht. Sehr sorgfältig auf den Tellern dekoriert, lagen die dünn geschnittenen Filetstreifen der Ente. Eine feine Soße überzog sie, vier Croquetten lagen ebenfalls daneben, umgeben von leichtem Gemüse.

Wir wünschten uns gegenseitig guten Appetit.

Ich hatte schon des öfteren in englischen Speisewagen gegessen und war oft genug enttäuscht gewesen, hier aber erlebte ich eine angenehme Überraschung. Das Fleisch hatte einen vorzüglichen Geschmack, den auch die Sauce nicht erschlug.

Wir waren beide zufrieden.

Der Zug wurde langsamer, rollte aus. Ich konnte den Namen der Stadt nicht lesen. Noch immer trieb Nebel durch die Luft und hängte sich wie ein Tuch über die Schilder auf dem Bahnsteig.

Der Stopp war auch nur kurz. Nach drei Minuten setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Im Wagen war es ruhiger geworden. Gespräche schliefen während des Essens ein. Cecile griff nach ihrer Tasche, erhob sich und nickte mir zu.

»Entschuldigen Sie mich bitte für einen Moment.«

»Natürlich.« Ich schaute ihr nach, wie sie zur Tür ging, und ich war nicht der einzige.

Dabei fiel mir etwas auf. Von den drei Männern, die ich schon im Bistro gesehen hatte, saß keiner mehr am Tisch. Waren Sie in ein Abteil gegangen? Möglich.

Es hatte auch keinen Sinn, sich darüber Gedanken zu machen. Trotzdem bekam ich sie einfach nicht aus dem Kopf.

Hinter mir sprachen zwei Reisende davon, daß der nächste große Ort Lyon sein würde. Dort sollte der Zug noch einmal voll werden.

Auch ich wollte mich vor dem Dessert ein wenig frisch machen. Der Ober hatte dafür Verständnis.

Ich verließ den Speisewagen, blieb aber im Bereich der ersten Klasse.

Als ich an den Abteiltüren vorbeiging, schaute ich automatisch durch die Scheiben. Es gab keinen besonderen Grund dafür, man machte so etwas eben.

Einige Menschen schliefen schon. Andere lasen, wieder andere schauten stur vor sich hin, und manche unterhielten sich auch.

Es war eben die typische Reiseatmosphäre.
Man konnte erkennen, ob die Waschräume belegt oder frei waren. Über den Innentüren der Züge leuchtete jeweils eine bestimmte Schrift auf. Im Augenblick war alles frei.
Der Zug fuhr seidenweich. Es gab kaum laute Geräusche, deshalb öffnete ich die Tür beim Verlassen des Waschraums sehr leise. Es war nicht einmal bewußt geschehen. Sofort spitzte ich die Ohren, als ich eine bekannte Stimme hörte.
Cecile Villard sprach.
Mit wem, das konnte ich nicht sehen, weil sie hinter der Ecke im Gang stand. Aber ich hörte zwangsläufig ihre Worte, und die machten mich stutzig.
»Nein, Marco, das ist nichts.«
»Hast du dich an den Kerl rangeschmissen?«
»Der Zufall ergab dies.«
»Ist er ein Bulle?«
»Nein, er kauft Schlösser.«
»Da bist du dir sicher?«
»Er hat es gesagt.« Ihre Stimme klang drängend. »Außerdem muß ich jetzt zurück. Wir sehen uns hinter Lyon wieder.«
»Ja, dann geht es los. Versuche irgendwie herauszubekommen, ob er tatsächlich harmlos ist. Der hat schon im Bistro so dumm geschaut. Das ist ein Bullenblick gewesen, weißt du?«
»Und darauf baust du?«
»Ich habe oft genug mit Bullen zu tun gehabt, Süße.« Er lachte. »Jetzt sei schon brav und denke daran, daß du ihn hinter Lyon abschütteln mußt, wenn wir die Sache durchziehen.«
»Klar, ich gehe mit ihm in das Abteil.«
»Sehr schön.«
Das Gespräch war beendet. Ich handelte und zog mich wieder in den Waschraum zurück. Sehr vorsichtig schloß ich ab. Die Lage hatte sich verändert. Plötzlich war ich nicht mehr so entspannt. Ich sah mein Gesicht im Spiegel. Kleine Schweißtropfen lagen auf der Stirn. Es war das innere Feuer, das in mir brannte.
Cecile steckte mit den drei Männern unter einer Decke, und die vier hatten etwas vor.
Aber was?
Ich zerbrach mir den Kopf, ohne auf eine Lösung zu kommen, doch ich nahm mir vor, Cecile hin und wieder eine Fangfrage zu stellen. Sie wußte ja nicht, daß ich das Gespräch belauscht hatte.
Mit diesem Vorsatz verließ ich den Waschraum - und wäre fast gegen den Bleichen gelaufen, der sich vor der Tür aufhielt. Er starrte mich an, ich in sein Gesicht und sah das gelbe Funkeln in seinen Augen.
Dieser Kerl war gefährlich. »Schon wieder!« zischte er.

»Na und?«

Er trat einen Schritt zurück. Da er kleiner war als ich, mußte er den Kopf anheben, um mir ins Gesicht schauen zu können. »Ich mag es nun mal nicht, wenn man mich anglotzt.«

»Sie können ja den Platz wechseln.«

»Weshalb ich?«

»Weil ich dazu keine Lust habe. Schöne Reise noch, Monsieur.« Mit diesen Worten drückte ich mich an ihm vorbei. Als ich sein Zischen hörte, drehte ich mich um.

Diesmal drohte er. »Lauf mir nicht noch mal über den Weg und benimm dich dumm. Sonst…«

»Was sonst?«

Er hob den rechten Arm an. Aus dem Ärmel seines gestreiften Jacketts schoß etwas Blitzendes, Schmales, Spitzes hervor. Die Klinge eines Stiletts. »Es geht durch deinen Leib wie durch Butter!« versprach er mir.

»Die wühlt dich auf…«

Am liebsten hätte ich ihm eine reingehauen, riß mich aber zusammen, drehte mich um und ging. Daß ich ihm den Rücken zudrehen mußte, gefiel mir überhaupt nicht.

Cecile fand ich im Speisewagen. Sie aß bereits das Dessert. »Oh, John, ich habe Sie schon vermißt.« Sie lächelte und tat, als wäre nichts gewesen und ich einer ihrer besten Freunde.

Ich ging auf das Spiel ein. Du falsche Schlange, dachte ich, sagte aber:

»Tut mir leid, daß Sie haben warten müssen, aber auch ich war beschäftigt.«

Mit dem Löffel deutete sie auf mein Eis. »Essen Sie, John, es ist hervorragend.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Gelogen hatte sie nicht. Auch mir mundete die Mischung aus Feigen und Vanilleeis.

Meine Gedanken jedoch drehten sich um die drei Männer und die Frau.

Ein ungewöhnliches Quartett, und ich fragte mich schon wieder, welche Pläne sie verfolgten.

Auf Fangfragen reagierte Cecile nicht. Sie gab sich sehr moderat, wich stets geschickt aus, lächelte viel und brachte das Gespräch auf unverfängliche Themen.

Bis ihr einfiel, den Platz zu wechseln. »In Lyon wird es voll. Da sollten wir uns einen Platz im Abteil gesichert haben.«

»Wie Sie meinen, Cecile.«

»Außerdem möchten andere auch speisen.«

Der Ober kam sehr schnell. Er schien unsere Aufbruchstimmung gespürt zu haben. Ich verlangte die Rechnung und beglich sie. Cecile bedankte sich dafür. Sie erschrak nicht über den hohen Preis im Gegensatz zu mir, denn ich würde wieder Ärger mit der Spesenabteilung bekommen.

Den Pelz hängte sich die Frau locker über den Arm. Die Tasche konnte an einem Riemen über die Schulter gehängt werden. Der Koffer war nur klein. Sie trug ihn, als wäre er leer.

Auch mein Koffer war nicht schwer. Nur schmutzige Wäsche lag darin.

Die Waffen trug ich bei mir. Wir suchten und fanden ein noch leeres Abteil in der ersten Klasse.

Sehr weiche, bequeme Polster luden zum Sitzen ein. Mit einem wohligen Laut auf den Lippen ließ sich Cecile in den Sitz fallen, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und schlug die Beine übereinander. Sie lächelte mich an. »Finden Sie nicht auch, daß es hier gemütlicher ist?«

»Sogar intimer.«

»Richtig.«

Wir saßen uns gegenüber, und beide konnten wir durch das Fenster schauen.

Die Dunkelheit wurde von Lichterketten zerrissen. Sie standen hoch und wirkten wie auf einer Schnur aufgereiht. Dunst umwaberte sie. Es kam mir vor, als wäre er inzwischen dünner geworden.

»Bald sind wir in Lyon«, sagte Cecile.

»Und?«

Sie lächelte. »Wir sollten unser kleines Refugium verteidigen.«

»Wenn es möglich ist, ja.«

Der Zug rollte bereits durch die Vororte. Über Brücken hinweg, vorbei an den dunklen Fassaden irgendwelcher Wohnburgen und durch Industriegelände.

Kleine Bahnhöfe wurden durchfahren. Die Geschwindigkeit des Zuges verzerrte ihre Perspektiven, dazwischen blitzten Lichter wie weit entfernte Lampen.

Der Bremsvorgang wurde nur allmählich eingeleitet, und zwar so, daß die Passagiere kaum etwas davon mitbekamen. Über Weichen rollten die Wagen ebenso hinweg wie an auf Abstellgleisen stehenden Waggons vorbei.

Wenig später liefen wir ein.

Cecile hatte sich hingestellt. Wir schauten beide durch die Scheibe, und unsere Körper berührten sich fast. Ich nahm den Duft ihres Parfüms wahr, sah den Seitenblick und das »Lächeln« in ihren Augenwinkeln.

Bahnsteige erschienen aus dem Dunkel. Einige wirkten gespenstisch

leer. Auf unserem standen die Reisenden dichtgedrängt. Der Zug rollte aus.

Ich vernahm die Lautsprecher-Durchsage, hörte das Schlagen der Türen, die Stimmen der Reisenden, die sich gesteigert hatten und sich einfügten in das Karussell der Hektik.

»Wir sollten es uns wieder bequem machen«, schlug Cecile vor und nahm Platz. Rasch hatte sie ihre weichen Stiefel ausgezogen und streckte die Beine aus. Sie zeigte sehr viel Bein. Normalerweise hätte mich das nicht unberührt gelassen, aber in diesem Fall dachte ich anders.

Das Gespräch zwischen ihr und diesem Marco war noch zu frisch in meiner Erinnerung. So schön sie auch tat, sie wollte mich eiskalt reinlegen.

Aber ich tat ihr den Gefallen und setzte mich ebenfalls.

Es ist immer das gleiche. Menschen gehen an der Abteiltür vorbei, schauen durch die Scheibe, sehen die Mitreisenden, fühlen sich irgendwie als Störenfriede und gehen weiter.

Bis auf einen dickbäuchigen Mann, Typ Vertreter. Er riß die Tür auf, wir zuckten zusammen. Als er seinen Hut in den Nacken schob, klebten die Blicke förmlich auf Cecile Villard fest.

»Ist hier noch frei?«

»Nein!«

Dieses eine Wort aus dem Munde der Frau reichte aus, um den Mann zusammenzucken zu lassen. Seine Forschheit verschwand urplötzlich. Er schüttelte den Kopf, räusperte sich und brachte es sogar fertig, sich für sein Eindringen zu entschuldigen.

»Na ja, dann viel Spaß noch.« Er drückte sich wieder in den Gang und zog seinen Koffer hinter sich her.

Cecile aber lachte. »Na, haben wir es dem nicht gegeben?« fragte sie.

»Das ist doch herrlich - oder?«

Ein Blick in unser Abteil reichte den meisten Platzsuchenden, um sich zu verdrücken.

Cecile rieb ihre Hände. »So muß das sein«, murmelte sie. »So und nicht anders.«

Und es blieb so bis zur Abfahrt. Erst als der Ruck durch den Zug ging, atmeten wir auf.

»Wann halten wir wieder?« fragte ich.

»Das dauert noch. Aber Sie können sich beim Schaffner erkundigen, ob Sie…«

»Nein, nein, nicht nötig.«

Cecile lächelte. »Wissen Sie, John, was ich jetzt vertragen könnte?«

»Nein.«

»Einen Kaffee.«

»Ich werde Ihnen einen holen.«

»Das wäre nett.«

Ein paarmal schon hatte ich den Mann gesehen, der mit einem Kaffeewagen durch die Gänge fuhr. Ich traf ihn drei Waggons weiter in Richtung Lok. Er verkaufte mir zwei Kännchen. Auf meine Bitte hin bekam ich sogar ein Tablett. Darauf balancierte ich die beiden Kännchen und die dazugehörigen Tassen aus Kunststoff zu unserem Abteil zurück.

Ceciles Augen glänzten, als sie mir die Tür öffnete. »Da ist der Kaffee ja. Warten Sie, ich nehme Ihnen die Dinge ab.« Bevor ich protestieren konnte, hielt sie das Tablett bereits in der Hand, und sie ließ es sich auch nicht nehmen, selbst einzuschenken. Dabei fiel mir etwas auf. Während dieser Tätigkeit wandte sie mir demonstrativ den Rücken zu.

Nun kann ein schöner Rücken auch entzücken, aber nicht in diesem Fall, denn die schöne Cecile hatte einen Trick vor. Einen kleinen Schritt ging ich zur Seite, so daß ich über ihre Schulter hinwegblicken konnte. Es war nicht genau zu erkennen, ob sie bereits in einer Tasse eine Pille versteckt hatte. Wenn es geschehen war, mußte sich dieses Gift bereits aufgelöst haben.

Die zweite Tasse schenkte sie normal voll. Dann reichte sie mir die erste.

»Den halben wir uns verdient.«

»Finde ich auch.«

Mit der Tasse in der Hand setzte ich mich. Jetzt mußte mir nur ein Trick einfallen, um Cecile abzulenken. Allmählich kam ich mir vor wie James Bond, der auf den berühmten Trick seiner Gegenspielerin wartet.

Aber ich hatte ihn zunächst. Noch in der Bewegung kam ich mit dem rechten Bein hoch und stieß so »unglücklich« gegen Ceciles Arm, daß die Tasse ins Schwanken geriet und der Kaffee überschwappte. Ich hörte ihren leisen Schrei, sie sprang zurück, weil sie keine Kaffeeflecken auf ihr Kostüm bekommen wollte.

Mich konnte sie nicht beachten. Ich tat so, als wollte ich ihr helfen und meine Tasse zur Seite stellen, aber sie winkte ab, was mir entgegenkam.

»Nein, nein, das mache ich schon.«

Der Augenblick war günstig. Meinen Kaffee konnte ich nicht auf den Boden kippen, dafür zwischen Sitz und Rückenlehne. So rasch wie in diesem Moment war ich selten gewesen. Ich hoffte nur, daß sich das Zeug nicht allzu weit ausbreitete und der aufsteigende Dampf mich verriet.

Sofort stellte ich mich vor den Sitz und zog eine Schau ab, während ich die leere Tasse absetzte, damit es aussah, als hätte ich getrunken.

»Tut mir leid, Cecile, ich bin wirklich ungeschickt. Aber…« Mein Achselzucken fiel hoffentlich sehr überzeugend aus, sie aber winkte

ab.
»So etwas ist verzeihlich. Das kann jedem mal passieren.«
Ich »trank« und »schluckte«. »Es freut mich, daß Sie es so sehen, Cecile.«
»Naja…« Ihre Stimme hatte locker geklungen, der Blick war das Gegenteil davon. Sehr genau schaute sie mich an und schien zufrieden zu sein, als sie sah, wie ich die leere Tasse abstellte.
»Jetzt brauche ich trotz allem noch einen Schluck«, sagte sie. Wir hatten noch eine volle Kanne. Vorsichtig schenkte sich Cecile von der dunklen Brühe ein, während ich wie auf heißen Kohlen saß, denn hinter mir dampfte es tatsächlich.
Der Frau fiel es nicht auf.
Sie probierte und nickte. »Der läßt sich trinken, nicht wahr?«
»Das meine ich auch.«
»Hat er Ihnen geschmeckt?«
»Natürlich. Weshalb fragen Sie?«
Sie lächelte unecht. »Weil Engländer oft einen anderen Geschmack haben. Deshalb.«
»Aber nicht ich. Schließlich komme ich beruflich in der Welt herum.«
Soweit hatte mein Bluff also geklappt. Jetzt mußte ich nur noch darüber nachdenken, wie es weiterging. Leider war ich gezwungen, zu schauspielern, und ich dachte verzweifelt darüber nach, was diese Frau mir wohl in den Kaffee getan haben könnte.
K.o.-Tropfen waren es nicht gewesen, eher eine weiße, kleine Pille, die im Prinzip die gleiche Wirkung besaß. Wahrscheinlich lief der Vorgang so ab, daß ich müde wurde und mir irgendwann die Augen zufielen. Das alles mußte ich nachspielen.
Cecile Villard hatte sich wieder gesetzt. Die Fahrt ging weiter. Wir hatten Lyon hinter uns gelassen. Schnurgerade führten die Gleise in die Landschaft hinein.
Man hätte sich ausruhen und entspannen können, doch Cecile wirkte auf mich verändert. Ihre an sich weichen Gesichtszüge hatten sich verändert.
Sie kam mir vor wie eine Frau, die lauerte und auf irgendein Ereignis wartete.
Gelassen nahm sie einen Schluck Kaffee. Mit der Zungenspitze holte sie noch einen Tropfen von der Unterlippe. »Manchmal hat man eben das Pech, diese Mißgeschicke zu erleben«, sagte sie. »Aber wir wollen uns deshalb die Fahrt nicht vermiesen lassen, oder möchten Sie in ein anderes Abteil, John?«
Ich winkte ab. »Nein, natürlich nicht. Was ich eingebrockt habe, will ich schon ausbaden.«
»Das meine ich auch.«
Cecile streckte sich. Sie erinnerte dabei an eine Katze. »Irgendwie

genieße ich dieses Leben. Diesen Beruf, der mir doch eine Menge Freiheit gibt. Das muß Ihnen ähnlich ergehen, John.«

»In der Tat.« Ich hatte mich entschlossen, meine schauspielerischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Als ich den rechten Arm hob und über die Stirn wischte, geschah dies mit einer trägen Bewegung, als würde mir dies Mühe bereiten.

Cecile sprang darauf sofort auf. »Haben Sie etwas, John?«

»Wie… wieso?«

Sie schaffte es tatsächlich, einen besorgten Ausdruck auf ihr Gesicht zu zaubern. »Ja, Sie wirken irgendwie langsam. Auf einmal abgeschlafft, als hätten Sie Mühe…«

»Ich fühle mich nicht wohl.«

Die Französin setzte sich gerade hin. »Nicht wohl? Aber das ist doch nicht möglich. Sind Sie vielleicht… oder ist Ihnen das Dinner nicht bekommen? Ich habe Tabletten bei mir. Wenn Sie eine haben wollen, ich gebe Sie Ihnen gern. Sie helfen gegen Kopfschmerzen und gehören auch zu den Medikamenten, die kaum Nebenwirkungen zeigen.«

Ich spielte weiter. Sogar das gequälte Lächeln setzte ich auf und wehrte gleichzeitig ab. »Nein, lassen Sie mal, das wird wohl nicht nötig sein. Ich komme auch so zurecht.«

»Wirklich?«

»Ja. Vielleicht gehe ich gleich in den Waschraum, dort ist die Luft…«

Sie stand auf und spielte die besorgte Frau. Ich lag mehr im Sitz, als daß ich saß. Cecile kniete sich hin, ihre Augen zeigten einen Ausdruck der Sorge. Sie streckte die Arme aus und legte die Handflächen gegen meine Stirn.

Da es warm im Abteil war, schwitzte ich tatsächlich ein wenig.

Vielleicht war meine Haut auch heiß, ich hoffte nur, daß ich Cecile überzeugen konnte.

Sie nickte dann auch. »Tatsächlich!« flüsterte sie. »John, es tut mir leid, dies zu sagen, aber Sie haben Temperatur bekommen. Ja, ich fühle es genau.«

»Das glaube ich Ihnen nicht. Dann würde ich mich ja noch schlechter fühlen.«

»Das kann kommen.«

Ich verzog das Gesicht. »Ausgerechnet jetzt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ganz einfach. Da ist man mit einer schönen Frau zusammen, will diesen Zustand genießen und jetzt das.«

»Schmeichler«, erwiderte sie. »Ich habe nicht gewußt, daß Engländer so charmant sein können.«

»Ausnahmen bestätigen die Regel.«

»Sie werden schon wieder in Ordnung kommen, John. Und dann sieht alles anders aus. Zudem ist die Fahrt lang. Bis Paris haben wir

viel Zeit. Ein Mann wie Sie schafft das schon. Ich verspreche Ihnen auch, daß ich mich auch darüber freuen würde, wenn Sie wieder auf dem Damm sind.«

Ihr Gesicht rückte noch näher zu mir heran, und ich spürte plötzlich ihre Lippen wie einen leichten Hauch auf den meinen. »Es wird am besten sein, John, wenn Sie sich wieder entspannen. Das klappt am besten, wenn Sie sich hinlegen. Einverstanden?«

Sie bekam eine nur sehr undeutliche Antwort von mir. Schließlich wollte ich sie nicht enttäuschen. Sehr lahm brachte ich den Satz »Ich freue mich« hervor.

Cecile drückte sich wieder in die Höhe. Von oben schaute sie auf mich herab. Ich beobachtete sie unter den halb geschlossenen Lidern hinweg. Ihr Gesicht zeigte keinen Spott, dafür eine gewisse Genugtuung, es geschafft zu haben.

»Schlafen Sie ruhig, John, das ist am besten. Schlaf bringt vieles wieder ins Lot. Mich müssen Sie nur entschuldigen. Ich komme gleich wieder. Ich muß einen Flecken aus meinen Kostüm reiben. Bis gleich dann. Und Sie werden sehen, daß wir auf der Fahrt noch viel Spaß miteinander haben werden. Das ist sicher.«

Nach diesen Worten ging sie zur Tür, öffnete sie und verschwand aus dem Abteil.

Zurück blieb ein Hauch ihres Parfüms. Eine duftende Erinnerung an eine schöne Frau, mehr nicht.

Es war mir schwergefallen, den Kranken zu spielen. Noch schwerer fiel es mir allerdings in den nächsten Sekunden, ruhig zu bleiben und abzuwarten.

Aber es ging nicht anders, ich mußte der Französin einen genügend großen Vorsprung lassen.

Erst als zwei Minuten verstrichen waren, stand auch ich auf und machte mich an die Verfolgung…

***

120 Sekunden können es in sich haben. Besonders für eine Person, die es eilig hat. Aus diesem Grunde hatte es Cecile auch geschafft, einen großen Vorsprung zu bekommen.

Ich hatte zum Glück gesehen, in welch eine Richtung sie gegangen war.

Nach dem Verlassen des Abteils hatte sie sich nach links gewandt, sie lief also zum Anfang des Zuges hin.

Den Speisewagen brauchte ich nicht mehr zu durchqueren. Ich befand mich allein auf dem Gang und erreichte den nächsten Wagen. Im Bereich der zweiten Klasse war wesentlich mehr los. Auf einen Kontrolleur traf ich ebenfalls, der sich meine Fahrkarte ansah, zufrieden nickte und mir freundlich eine gute Reise wünschte.

Ich warf immer wieder einen schnellen Blick in die Abteile. Im Gegensatz zur ersten Klasse waren diese Wagen überfüllt. Nicht nur in den Abteilen saßen die Reisenden, einige von ihnen hatten es sich auch auf dem Gang bequem gemacht. Vor allen Dingen jüngere Leute hockten auf ihren Koffern oder Reisetaschen, unterhielten sich, lachten oder dösten, und manche spielten auch Karten.

Keine Spur von Cecile.

Und auch nicht von den drei Kerlen, die ich mittlerweile zu ihren Verbündeten zählte.

Was konnte diese Gruppe vorhaben? Im Bereich des Möglichen lag natürlich ein Anschlag auf den Zug. Sollten sie dies geplant haben, konnte ich sie auch zu den Terroristen rechnen. Daran wollte ich eigentlich nicht recht glauben, weil diese Männer für meinen Geschmack einfach zu auffällig gekleidet gewesen waren.

Ich erinnerte mich auch an Berichte, die über den Kanal bis auf unsere Insel gedrungen waren. In der letzten Zeit waren in Frankreich mehrmals Fernzüge ausgeraubt worden. Die Banden stiegen irgendwo zu und sahnten auf brutale Weise ab.

Das Zittern des Bodens unter mir trug nicht dazu bei, meine Nervosität zu dämpfen. Ich hatte es einfach im Gefühl, daß etwas in der Luft lag und betrat den nächsten Wagen.

Auch dieser war überfüllt. Über die Köpfe schaute ich hinweg. Wenn Cecile und ihre Verbündeten nicht in den Abteilen steckten, dann mußten sie sich sogar bis in die Gepäckwagen durchgeschlagen haben.

Wieder schaute ich in jedes Abteil hinein. Ich sah Familien mit Kindern, Männer und Frauen, die sich unterhielten und die Beine ausgestreckt hatten. Andere lasen Zeitung, aber ich konnte Cecile nicht vor die Augen bekommen.

Allmählich wurde ich unruhig. Ein junger Mann, der sich trotz der Enge sehr breit gemacht hatte, stieß mir seinen Ellbogen gegen die Rippen, als ich an ihm vorbeiging.

»He, du Penner! Kannst du nicht aufpassen?«

Ich schaute ihn an. Er hatte seine Mähne durch ein gelbes Stirnband gebändigt, trug helle Kleidung und schaute mich verschlagen an. »Tut mir leid, aber Sie haben sich sehr ausgebreitet.«

»Hau ja ab, du Spießer!«

Mein Blick wurde hart, er grinste frech und sah mein Nicken. »Natürlich, entschuldigen Sie.«

»So ist das richtig.«

Ich schüttelte den Kopf und war froh dabei, daß ich es mit dem Sprichwort »Der Klügere gibt nach« gehalten hatte. In zwei weitere Abteile schaute ich hinein.

Es waren die beiden letzten. Und wiederum hatte ich Pech. Dort saßen zwar sechs Männer, sie aber mußten einem Verein angehören,

denn sie hatten ihre Standarte aufgestellt und spielten Karten.

Es blieben die Gepäckwagen.

Ich wußte auch nicht, wieso mir plötzlich die Worte der Kellnerin in den Sinn kamen. Hatte sie nicht von einer wertvollen Fracht gesprochen, die in Marseille eingeladen worden war? Mit ihren Worten hatte sie es als einen altertümlichen Kram aus Ägypten bezeichnet, der in Paris ausgestellt werden sollte.

Cecile Villard beschäftigte sich mit diesen Dingen. Sie war gewissermaßen eine Altertumsforscherin und wußte genau, was diese Dinge für einen Preis erzielten.

Hatten sie und die drei Männer es möglicherweise auf die Ladung abgesehen?

Je länger ich darüber nachdachte, um so wahrscheinlicher kam mir diese Lösung vor. Ich öffnete die letzte Tür und stand vor dem ersten Gepäckwagen. Die Tür ließ sich nur mit einem Vierkantschlüssel öffnen.

Ich ging näher und erkannte, daß dieses nicht normale Schloß unberührt aussah. Wenn die Gruppe tatsächlich im Gepäckwagen steckte, mußte einer der Typen einen Schlüssel haben.

War sie verschlossen oder nicht?

Beim ersten Hinsehen konnte ich es nicht genau erkennen, ich mußte schon die Probe aufs Exempel machen.

Das aber wurde mir erspart.

Plötzlich öffnete sich die Tür von innen. Ich konnte mich mit einem Sprung rechts neben ihr in den toten Winkel drücken, hörte einen leichten Frauenschritt und sah Cecile Villard.

Sie hatte mich noch nicht entdeckt, ich wartete mit klopfendem Herzen so lange ab, bis sie sich umdrehte und die Tür wieder andrückte.

Da trafen sich unsere Blicke.

Selten habe ich jemand gesehen, der sich so erschreckte. Aus dem Gesicht der Frau wich sämtliches Blut, sie wurde weiß wie eine Kalkmauer, aber sie schrie nicht, und das war gut.

Ich faßte mich schneller, deutete eine spöttische Verbeugung an und fragte: »Wollten Sie hier im Gepäckwagen Hilfe für mich holen, Madame?«

***

Cecile Villard, diese so moderne, emanzipierte Person war einfach sprachlos geworden. Sie stand da, schaute mich an, zitterte und hatte die Unterlippe vorgeschoben. Die Tasehe hing an ihrer linken Schulter, sie war offen, und die Hand hatte sie auf die beiden Ränder gelegt.

»Nun?« fragte ich. »Wo bleibt Ihre Antwort?«

»Sie?«
»Ja ich.«
»Aber… aber Sie sind doch krank! Sie haben…«
»Den Kaffee getrunken, den Sie mir so selbstlos eingeschenkt haben«, sagte ich spöttisch.
»Ja.«
»Was taten Sie hinein?«
»Nur eine…« Sie schüttelte den Kopf. »Ach, hören Sie doch auf, Sinclair! Nichts tat ich hinein.« Sie hatte sich wieder gefangen und holte tief Luft. »Ich weiß überhaupt nicht, was Sie von mir wollen. Wir sind nicht verheiratet und gehören auch sonst nicht zusammen. Deshalb bin ich sauer, wenn man mir nachschnüffelt.«
»Irrtum. Madame. Es ist kein Nachschnüffeln gewesen.«
»Was dann?«
»Ich mag es nicht, wenn man mich durch irgendwelche Pillen ausschalten will.«
Sie ging wieder einen Schritt zurück und lehnte sich demonstrativ gegen die Tür. »Das, Sinclair, müssen Sie mir erst beweisen.«
»Meine Beobachtungen sind Beweise genug.«
»Für mich nicht.«
»Sie werden lachen, Cecile, es ist mir egal. Ich möchte etwas anderes wissen.«
»Und was?«
»Sagen Sie mir, weshalb Sie den Gepäckwagen betreten haben und in welch einer Verbindung Sie zu einem gewissen Marco stehen!«
Der letzte Teil der Frage hatte sie wohl aus der Fassung gebracht, denn sie senkte den Blick und schaute für einen Moment zu Boden. »Marco?« fragte sie dabei.
»Ja, einer der drei Kerle, die mir schon im Bahnhofs-Bistro aufgefallen sind.«
»Den kenne ich nicht.«
»Lügen Sie nicht. Sie sprachen mit ihm, und ich wurde Zeuge. Nur haben Sie mich nicht gesehen. Erinnern Sie sich nicht? Ich kam nach Ihnen in den Speisewagen zurück und war natürlich nicht so dumm, schon dort meine Karten offen auf den Tisch zu legen. Das habe ich hiermit getan.«
Ihr Blick wurde lauernd. »Sie kommen sich wohl vor wie der große Bluffer - oder?«
»Wieso?«
»Nun ja. Welcher normale Mann steigt schon bewaffnet in einen Zug? Glauben Sie im Ernst, daß ich Ihnen das Märchen von dem Makler abgenommen habe?«
»Mir ist es egal. Allerdings glaube ich Ihnen Ihren Beruf.« Mein Mund verzog sich zu einem schmalen Lächeln. »Ich erinnere mich daran, als

ich noch allein am Tisch des Bistro saß. Die Kellnerin berichtete mir von einer wertvollen Ladung, die dieser Zug mit sich führt. Alte Fundstücke aus Ägypten. Das ist doch Ihr Gebiet, nicht wahr?«

»Stimmt.«

»Und Sie haben die Aufgabe, diese Fundstücke nach Paris zu begleiten?«

»Auch das ist wahr.«

»Dann wären die Fronten ja geklärt. Da Sie außerdem mit diesen drei Typen nichts zu tun haben, wie Sie selbst sagten, wird es Ihnen doch sicherlich nichts ausmachen, mich in den Gepäckwagen zu lassen, damit ich mir die Fundstücke anschauen kann.«

Sie lachte hart. »Wie käme ich dazu?«

»Wollen Sie den Beweis Ihrer Integrität nicht antreten?«

»Nein!«

»Dann werde ich allein gehen.«

Cecile erwiderte nichts. Sie starrte mich an, und ich hatte das Gefühl, als würde sich allmählich ein Feld der Spannung zwischen uns beiden aufbauen. Da schien die Luft regelrecht zu knistern. Zuviel Zeit hatte ich auch nicht, deshalb drängte ich sie.

»Nun machen Sie schon, Cecile! Lassen Sie uns in den Wagen gehen, damit sich alles zu Ihren Gunsten aufklärt.«

Cecile hob die Schultern. »Wenn Sie so hartnäckig sind, muß ich zustimmen.«

»Das bin ich.«

»Aber glauben Sie mir.« Die Französin schaute mich aus ihren großen Augen an. »Es ist wirklich harmlos. Ich bin mitgefahren, um die Gegenstände zu bewachen.«

»Und die drei Kerle in den Ledermänteln.«

»Gehören zu mir«, gab sie zu. »Es sind speziell ausgebildete Männer einer privaten Sicherheitstruppe, die ich angeheuert habe. Sie wissen doch selbst, welch ein Vermögen die Fundstücke darstellen.«

»Weshalb das Schlafmittel?«

»Das müssen Sie mir verzeihen, John, Sie haben mich zwar nicht gerade angemacht, aber ich konnte Sie nicht mehr gebrauchen, da wir Informationen bekommen haben, daß auch eine andere Gruppe hinter den wertvollen Fundstücken her ist.«

»Haben Sie mich zu dieser Gruppe gezählt?«

Sie schauspielerte hervorragend, als sie zu einem zögernden Nicken ansetzte.

Gestört wurden wir nicht. Hierher verirrte sich kein Reisender. In den Abteilen der Wagen war es viel gemütlicher.

Ich deutete auf die Tür. »Bitte, Madame!«

Sie griff in die Tasche. Dabei hatte ich sie nicht aus den Augen gelassen, und ihre Bewegung kam mir einfach zu schnell vor. Plötzlich

wußte ich, daß sie keinen Schlüssel hervorholen wollte. Deshalb sprang ich vor.

Ich hätte eine Sekunde früher reagieren müssen. Zwar schaffte sie es nicht mehr, die Pistole auf mich zu richten, aber sie schlug damit zu und traf mich hart an der Stirn.

Es war ein böser Treffer. Sterne blitzten vor meinen Augen. Für einen Augenblick sah ich nichts, griff trotzdem zu, und meine Hand rutschte an ihrer Schulter ab.

Cecile wich zurück. Sie bekam Oberwasser, und ich hörte ihren Befehl.

»Rühr dich nicht!«

Der Schmerz verebbte. Nur ein leichtes Ziehen blieb zurück. Ich schaute die Frau an und sah auch die Waffe in ihrer Hand. Die Mündung der Mauser-Pistole zielte auf meine Brust.

Gelassen nickte sie. »Es wäre besser für Sie gewesen, wenn Sie den Kaffee getrunken hätten. So aber haben Sie Pech. Es ist nie gut, wenn man seine Nase in fremde Angelegenheiten steckt. Hatten Sie nicht den Gepäckwagen betreten wollen? Bitte, ich habe nichts mehr dagegen. Sie können es. Schließen Sie auf.«

In der anderen Hand hielt sie bereits den Vierkantschlüssel. Lässig warf sie ihn mir entgegen.

Ich schnappte ihn und drehte mich um, dabei wissend, von der Mauser bedroht zu werden.

Vorsichtig schob ich den Schlüssel in die Öffnung. »Sie müssen ihn zweimal drehen, Sinclair. Das Schloß hakt ein wenig. Und jetzt machen Sie schon, verdammt!«

Ihre Stimme hatte ärgerlich geklungen. Mir war klar, daß ich mich im Augenblick auf der Verliererstraße befand, sah es aber nicht als so schlimm an, denn meine Gegner würden sich hüten, schon jetzt eine Leiche zu hinterlassen, wo ihr Plan noch nicht einmal erfüllt worden war.

Die Tür ließ sich leicht öffnen. Ich drückte sie nach innen und hörte Cecile sprechen. »Schaut mal, wen ich da bringe!«

Die drei Typen in den Ledermänteln fuhren herum. Einer von ihnen, es war Marco, richtete sofort die Mündung der Maschinenpistole auf mich, und damit waren meine Chancen noch mehr gesunken.

Der Bleiche zog ein erstauntes Gesicht. Seine Augen bekamen einen nahezu kindlichen Ausdruck. Dann aber zerfaserte ein böses Lächeln sein Gesicht, und er sagte: »Komm ruhig näher, mein Kleiner. Auf dich habe ich gewartet. Du stinkst mir nämlich.«

Der Bleiche war ein Psychopath, anders konnte ich ihn nicht bezeichnen.

Und gerade diese Typen, bei denen eine große Schraube locker ist, sind oft genug am gefährlichsten.

Da er wieder sein Stilett aus dem Ärmel schnellen ließ, blieb ich schon nach zwei Schritten stehen, blickte aber nicht zu dem Bleichen, sondern zu den anderen beiden Männern.

Sie hätten Brüder sein können, so sehr glichen sie sich. Vielleicht war der mit dem Namen Marco in den Schultern etwas breiter, aber Oberlippenbärte trugen beide, und sie besaßen auch diese dunklen Augen, die so teilnahmslos blicken konnten. So etwas kannte ich von gefährlichen Killern her, die den Mord an einem Menschen als Geschäft ansahen und keinerlei Gefühle mit in ihren Job brachten.

Zum Glück hatten sie sich zusammengerissen und die beiden Bahnbeamten, die sich im Gepäckwagen aufhielten, nicht getötet. Die Männer waren nur bewußtlos geschlagen und gefesselt worden.

Man ließ mir die Zeit, mich umzuschauen. Das Licht war sehr hell, da es von Leuchtstoffröhren stammte, die wie armlange, weiße Würmer unter der Decke klebten. Der Wagen war fast leer. An den Seiten standen einige Kartons, die durch Metallbänder vor dem Umkippen bewahrt wurden. In der Mitte standen die beiden Dinge, um die sich letztendlich alles drehte.

Zwei Särge oder Sarkophage aus Stein.

Und sie enthielten die so wertvollen Relikte aus einer fernen Vergangenheit.

Mumien…

In Paris hatten diese wertvollen Stücke ausgestellt werden sollen, aber wenn es nach Cecile ging, würden sie Frankreichs Hauptstadt nicht erreichen. Der Mann, den ich unter dem Namen Marco kannte, sprach die Französin an. »Ich habe gedacht, du hättest ihn ausgeschaltet. Deine Tabletten sind doch angeblich so gut…«

»Er hat etwas bemerkt.«

»Ach.« Marco grinste. »Ein Schnelldenker also.«

»Die habe ich am liebsten«, sagte der Bleiche.

Jetzt mischte sich auch der dritte Mann ein. »Kann er uns gefährlich werden, Cecile?«

Die Frau schaute mich kalt an. »Immerhin trägt er eine Waffe. Wir sollten uns vorsehen, Rene.«

»Gib sie her!« Der Bleiche hatte es befohlen, und Marco schwenkte seine MPi ein wenig.

Diese Typen waren zu allem entschlossen. Es hatte keinen Sinn, wenn ich mich wehrte, außerdem wollte ich wissen, was genau sie noch mit den Mumien vorhatten.

Der Bleiche beobachtete mich. Manchmal zuckte er mit seinen Augenlidern, ein Zeichen, daß er unter einer sehr hohen Spannung stand. Er wollte noch weiter auf mich zugehen, doch Marco hielt ihn zurück.

»Bleib stehen, Coucou!«

»Ja, schon gut.«

Ich hatte meine Waffe inzwischen gezogen. Sie lag auf der offenen Handfläche. Als ich die Hand drehte, polterte sie zu Boden.

Sofort bückte sich Cecile. Sehr genau prüfte sie die Pistole.

»Ist das eine Bullen-Waffe?« fragte Rene.

Sie hob die Schultern. »Ich kenne mich da nicht so genau aus. Benutzen Bullen Berettas?«

»Hier nicht.«

»Er ist Engländer, das glaube ich ihm sogar.« Sie fügte ein leises Lachen hinzu. »Aber bestimmt kein Makler, der Schlösser an- und verkaufen will.« Sie starrte mich an. »Habe ich recht?«

Ich hob die Schultern.

Coucou wurde wütend. »Soll ich ihn mit der Klinge kitzeln? Der wird reden, wie ein Wasserfall sprudelt.«

Marco war dagegen. »Laß es. Für solche Dinge haben wir heute keine Zeit. Wir müssen jetzt noch mehr achtgeben.«

Cecile erschrak. »Ist es schon soweit?« fragte sie.

»Fast.«

»Wann muß ich los?«

»In zwei Minuten.«

Cecile atmete tief durch. Es sah so aus, als wollte sie mit mir reden, denn sie sah auch auf mich, aber sie schloß den Mund und preßte die Lippen noch heftig zusammen, als wollte sie mir ein Zeichen geben, daß der Kontakt zwischen uns endgültig gerissen war.

Ich war natürlich gespannt, wie der Zug gestoppt werden sollte. In unseren Zeitungen hatte ich von den französischen Gangsterbanden gelesen, die darauf spezialisiert waren. Die gingen nicht gerade zart mit Passagieren und dem Bahnpersonal um. Da waren Bomben gelegt und Schienen gesprengt oder Reisende überfallen worden. Es hatte Verletzte und auch schon Tote gegeben. Mein Blick fiel auf den Griff der Notbremse. Auch sie hätte gezogen werden können, aber Marco, der meinen Blick zur Seite gesehen hatte, sprach dagegen.

»Keine Sorge, Sinclair. Die Notbremse wird es nicht sein. Wir machen es auf die sanfte Tour. Der Lokführer gehört zu uns. Wir haben ihn in der Hand.«

Genauere Erklärungen gab er nicht. Es war nicht mehr die Zeit. Coucou und Cecile schritten bereits auf die Tür des Packwagens zu. Sie würden ihn als erste verlassen.

Ich schaute auf die Särge.

Wahrscheinlich waren es nicht die echten Sarkophage, die sie mitgenommen hatten. Diese beiden Behälter sahen mir eher wie Imitationen aus. »Du wirst uns übrigens helfen«, sagte Rene zu mir. »Am besten ist es, wenn du dich nützlich machst und die Mumien heraushebst. Wir haben sie so präpariert, daß ihnen nichts geschehen

kann. Cecile ist da wirklich eine Fachfrau.«

Das glaubte ich dem Gangster aufs Wort. Ich mußte mich vor die eine Innenwand lehnen, die der Tür gegenüberlag. Kaum stand ich dort, als der Bremsvorgang eingeleitet wurde.

Der Gepäckwagen war nicht so gut gefedert wie die normalen Reisewagen. Die Stöße wurden nicht optimal aufgefangen. Meine Begleiter hatten gespannte Gesichter bekommen. Sie schauten mal zu mir hin, dann zu beiden Särgen, als wollten sie sich dort überzeugen, daß die Mumien auch nicht hervorkletterten.

Nach draußen konnte ich nicht schauen. Die Fenster lagen einfach zu hoch. Ich stellte mir allerdings vor, daß wir uns mitten in einem freien Gelände befanden und der nächste Bahnhof kilometerweit entfernt war.

Noch fuhren wir.

Cecile zielte mit ihrer Waffe auf mich. »Du weißt, Sinclair, wenn du dich rührst, bist du verloren.«

»Klar.«

Ich dachte über den Lokführer nach. Der mußte verrückt gewesen sein, sich mit solchen Typen einzulassen. Vielleicht war er auch zur »Mitarbeit« gezwungen worden.

Aus den anderen Wagen hörte ich laute Stimmen. Auch dort mußte es aufgefallen sein, daß der Zug so langsam geworden war.

Dann standen wir.

Ein letztes Nachrucken noch. Aus.

Die Gangster entspannten sich, lauschten, und Marco deutete mit dem MPi-Lauf auf die Tür.

Rene wußte, was er zu tun hatte. Er löste die Verriegelung. Gemeinsam mit Cecile schob er die Tür weit auf, so daß mein Blick nach draußen fiel.

Wir standen auf einem höher gelegenen Bahndamm. Kalter Wind fuhr in den Wagen und brachte graue Nebelfetzen mit, die sich rasch auflösten.

Ich bekam den Befehl. »Los, nimm dir die erste Mumie! Aber sei verdammt vorsichtig damit.«

Als ich den Sarg erreicht hatte, war Rene schon nach draußen gesprungen. Er schrie gegen fragende Stimmen an und schoß auch plötzlich.

Das Knattern der Salve ließ nicht nur mich zusammenzucken. Die Gesichter der Leute wurden blaß. Mich trieb man zur Eile an. Mit beiden Händen faßte ich den Deckel, bückte mich dabei und spürte die kalte Mündung meiner eigenen Beretta im Nacken.

»Mach nur keinen Unsinn, John!« Cecile flüsterte gefährlich leise. »Du hast keine Chance.«

»Ich weiß.«

Der Druck verschwand. Ich wollte den Deckel wegstemmen, als mir auffiel, daß ich soviel Kraft nicht erst einzusetzen brauchte. Der Sargdeckel bestand aus einem Material, das relativ leicht war.

Coucou machte sich am zweiten Sarkophag zu schaffen. Cecile sprang nach draußen. Ich sah ihren Körper verschwinden und hörte auch ihr gellendes Schreien.

Marco tat nichts. Er kontrollierte die Lage mit seiner Maschinenpistole.

Auf seinem Gesicht lag Schweiß. Ein Zeichen, daß auch er ziemlich unter Strom stand.

Mein Blick fiel in den Sarkophag. Ob tatsächlich eine Mumie dort lag oder nicht, war nicht so genau zu erkennen, denn man hatte den Gegenstand regelrecht eingepackt.

Die Umhüllung bestand aus einem glänzenden Material, vielleicht Alufolie. Darunter spürte ich die Umrisse eines Körpers und dachte auch daran, wie leicht Mumien zerstört werden konnten, wenn man sie aus den alten Gräbern holte.

Diese hier schienen widerstandsfähiger zu sein, denn ich konnte meine Mumie ohne Schwierigkeiten in die Höhe heben und wurde zudem von Marco noch angetrieben.

»Beeil dich, Sinclair!«

Ich sagte nichts. Wenig später lag die in der glänzenden Hülle eingewickelte Mumie in meinen Armen. Diese Mumien sind normalerweise leicht.

Das war hier nicht der Fall. Ich schätzte sie auf das normale Gewicht eines Menschen.

Sogar über die Schulter konnte ich das Relikt aus vergangener Zeit hieven.

Dann ging ich zum Ausstieg.

Coucou hatte sich die zweite Mumie geschnappt. Das Gesicht des Bleichen war verzogen. Seine Augen blickten böse und gemein. Auch mich stierte er von der Seite an.

Auf meinen Handflächen spürte ich den feuchten Schweiß. Ich blieb in der offenen Tür stehen und schaute nach draußen.

Es war nicht stockfinster. Zwar trieben lange Nebelschwaden durch das Dunkel, aber Signallampen gaben ihr blauweiß schimmerndes Licht ab und schufen kleine Inseln, durch die der Nebel wie dicke Watteschleier wogte.

Marco stand einige Schritte vom Zug entfernt. Er hatte sich breitbeinig aufgebaut und hielt die Maschinenpistole schußbereit. Sein Gesicht war verzerrt.

Dann schoß er.

Dabei schwenkte er die Waffe. Vor der Mündung zuckte es hell auf, die Garben trafen aber keine Menschen. Er jagte sie über die Dächer

der Wagen. Erst jetzt zogen sich die letzten lebensmüden Neugierigen zurück.

»Verdammt noch mal, spring!«

Ein scharfer Befehl erreichte mich. Zusammen mit ihm spürte ich den Stoß der anderen MPi-Mündung im Rücken und stieß mich ab.

Wie gesagt, wir standen auf einem Damm, der zu beiden Seiten steil abfiel.

Und auf diesem steilen Abhang kam ich auf.

Es war klar, daß ich mich nicht halten konnte. Zudem rutschte ich weiter, kippte nach vorn, prallte mit der Schulter auf und überschlug mich.

Die Mumie rutschte mir von der Schulter und machte sich selbständig. Ich hatte Angst, daß sie zerstört wurde. Das nämlich hätte man mir angekreidet.

Dem Bleichen erging es nicht anders. Auch Coucou ließ die Mumie fallen. Er rutschte ebenfalls weiter, und gemeinsam blieben sie liegen. Die Mumie in Reichweite.

»Hoch!«

Marcos scharfer Befehl peitschte mir entgegen. Ich kam wieder auf die Beine und sah Rene springen.

Jetzt hatten wir alle den Wagen verlassen.

Rene kümmerte sich um die zweite Mumie. Cecile lief zu mir und bedrohte mich wieder mit meiner eigenen Beretta. »Spiel mit, Sinclair, sonst killen wir dich!«

»Okay, mach ich!«

Sie blieb auch neben mir, als ich mir zum zweiten Mal die Mumie auf die Schulter wuchtete. Aus schmalen Augen schaute sie mir zu. Rene brüllte etwas, und Marco jagte eine letzte Garbe aus dem Lauf.

Danach verschwanden wir.

Der Nebel lag zwar nicht dicht wie eine Wand, er sorgte aber dafür, daß wir schon nach wenigen zurückgelegten Metern vom Zug aus nicht mehr zu erkennen waren.

Dieser außerplanmäßige Halt war generalstabsmäßig geplant, und es hatte zum Glück keine Toten gegeben. Nur die beiden bewußtlosen Begleiter im Wagen.

Wie ein Spuk waren wir gekommen und ebenso wieder verschwunden.

Ich aber hatte mir die Reise nach Paris anders vorgestellt. Anstatt im Abteil zu liegen und die Augen zu schließen, rannte ich mit einer 4000 Jahre alten Mumie auf der Schulter durch die Gegend.

Verrückte Welt…

***

Dort, wo der Nebel dichter wurde, blieben wir stehen. Wir waren

schnell gelaufen, und auch ich spürte das Blei in meinen Beinen.

Gleichzeitig vernahm ich ein anderes Geräusch. Ein direktes Rauschen war es nicht, aber das Plätschern ließ auf die Nähe eines Flusses schließen.

Von einer menschlichen Behausung war weit und breit nichts zu sehen.

Wir befanden uns im flachen Gelände und dabei in der weiten Senke, die eben von einem kleinen Fluß durchquert wurde.

Marco hatte die Regie übernommen. Er erlaubte uns, die Mumien abzulegen.

Sofort war Cecile da und richtete die Mündung auf mich. »Am besten ist es, wenn du die Hände hebst!«

»Warum?«

»Ich bin mir bei dir nicht sicher.«

»Sorry, aber ich habe wirklich nichts…«

Der Bleiche schlich schnell heran, gelangte in meinen Rücken und schlug mir mit der Faust in den Nacken. »Hast du nicht gehört, was sie gesagt hat?«

»Ja, verstanden.« Ich hob die Arme und schüttelte das dumpfe Gefühl einfach ab. Coucou hatte zum Glück nicht sehr fest zugeschlagen. Er war kein Mann der Fäuste, solche Typen verließen sich lieber auf ihre Messer oder andere bösartige Instrumente.

Marco war zufrieden. Ihn interessierten jetzt nur die Mumien. Er übergab seine MPi an Rene, der seine Pistole wegsteckte. Wir alle schauten zu, wie er ein Messer hervorholte und sich hinkniete. Um die Mumien zu erreichen, brauchte er nur den Arm auszustrecken. Daß er sie nicht zerstückeln wollte, war mir klar, und er ging auch sehr vorsichtig zu Werke, als er die Silberhaut auftrennte, in die sie die Mumien eingewickelt hatten.

»Darf ich fragen, was ihr mit ihnen vorhabt?« fragte ich die hinter mir stehende Cecile.

»Ja, wir werden sie einem Sammler geben.«

»Wer sammelt denn Mumien?«

»Das sollte dich nicht interessieren. Aber es gibt ihn. Und er ist reich, Sinclair. Verdammt reich sogar.«

»Sag ihm nicht zuviel!« warnte Rene.

»Keine Sorge. Außerdem wird er sein Wissen wohl kaum verwenden können.«

Als der Bleiche die Worte hörte, stieß er ein meckerndes Lachen aus.

Wahrscheinlich freute er sich darauf, mich ins Jenseits befördern zu können. Sein Blick jedenfalls sagte mir genug. Marco war fertig. Er hatte beide Hüllen aufgeschlitzt und die Verpackung nach rechts und links zur Seite gedrückt. Frei lagen die beiden Gegenstände vor uns.

Nicht zum erstenmal sah ich Mumien. Ich hatte bereits meine

Erfahrungen mit ihnen gesammelt, und die konnte man durchaus als übel bezeichnen, denn einige Male schon hatte ich gegen lebende Mumien antreten müssen. Ein alter Fluch war da zu einer grausamen Tatsache geworden und hatte auch die Grabräuber getroffen.

Diese hier waren tot.

Dennoch unterschieden sie sich von den Mumien, wie ich sie kannte.

Diese hier waren größer und auch in weißes Linnen gehüllt. Jedenfalls waren es keine grauen Tücher, wie ich sie von anderen, ähnlichen Gestalten her kannte.

Als hätte Cecile meine Gedanken erraten, gab sie mir eine Erklärung.

»Was du hier siehst, Sinclair, ist einmalig auf der Welt. Diese Mumien haben schon im alten Ägypten eine lange Reise hinter sich gehabt. Freunde von mir fanden einen noch sehr gut erhaltenen Papyrus und schafften es, ihn zu entziffern. Ein damaliger Schreiber hat das Schicksal dieser Toten beschrieben.«

»Und was hatten sie hinter sich?«

Cecile lachte leise. »Man kann sie als reisende Mumien bezeichnen. Als die mächtigen Männer starben, sollten sie für lange Zeiten erhalten bleiben. Sie bekamen zwar nicht die Ehre eines Pharaos, aber sie wurden mumifiziert und sollten eigene große Gräber erhalten. Bevor dies geschah, wurden sie gestohlen. Man fand die beiden Diebe und erpreßte ein Geständnis. Da berichteten die Männer, daß sie die Mumien in die Wüste geschafft hätten, und zwar zu einem Ort, den man ihnen gesagt hatte. Es war eine Stelle, wo die Männer aus dem Himmel warteten. Wir heute würden Raumfahrer oder Außerirdische sagen. Die alten Ägypter nannten sie die Boten aus dem Himmel. Diese nahmen sich der Mumien an und schafften sie auch wieder zurück. Wahrscheinlich haben sie die beiden untersucht, bevor sie wieder in ihr Raumschiff stiegen und zwischen die Sterne flogen, um dort bis zum Ende der Zeiten zu bleiben. Das alles fanden wir auf der Schriftrolle bestätigt, und gerade deshalb sind die Mumien so ungemein wertvoll. Verstehst du nun, Sinclair?«

»Ja, ich glaube.«

Sie lachte. »Die Summe, die man uns für diese beiden Körper bot, ist immens. Keiner von uns kann in seinem ganzen Leben soviel verdienen. Deshalb sind wir entschlossen, auch alles aus dem Weg zu räumen, was uns stören könnte. Die Mumien werden ihr Ziel erreichen, aber ein anderes, als ursprünglich vorgesehen.«

Als ich diese Worte hörte, wußte ich, daß meine Chancen verdammt gering standen. Hier ging es um sehr hohe Summen. Ich wußte, daß meine Gegner über Leichen gehen würden.

Nur einer war unruhig geworden. Marco schien der Coup nicht ganz zu passen. Er schaute Rene an. »Fällt dir eigentlich etwas auf?«

»Nein - wieso?«

»Denk mal nach. Ich habe das Gefühl, als wären wir zu weit vom eigentlichen Tatort abgekommen.«

»Wie das?«

»Oder siehst du den Wagen?«

»Der Nebel…«

»Nein, der Lokführer. Wahrscheinlich hat der Idiot an einem anderen Signal gestoppt. Der muß ja vor Angst vergangen sein.«

»Ich hätte seine Frau killen sollen!« warf Coucou dazwischen, doch Marco winkte ab.

»Wir müssen eben laufen.«

»Und in welche Richtung?« fragte Marco höhnisch.

Rene hob die Schultern.

Ich bekam allmählich das Gefühl, daß diese Typen die Übersicht verloren. Das war nicht gut. Unter Umständen ließen sie ihre Wut oder ihren Zorn an mir aus.

»Wir müssen aber weiter!« meinte Cecile.

Marco fuhr heftig zu ihr herum. »Weiß ich selbst, verdammt, daß wir weiter müssen.«

»Da!« Coucou hatte laut gerufen. Sein Schrei klang gequält.

Wir alle fuhren herum, sahen ihn stehen und auf die beiden Mumien zeigen.

Sie lagen nicht mehr auf dem Rücken, sondern waren dabei, sich zu erheben…

***

Noch vor kurzem hatte ich an die lebenden Mumien gedacht. Nun bekam ich diesen Vorgang hautnah mit und wußte plötzlich, daß sich die Gefahr verdichtet hatte.

Aus der zwischen uns liegenden Spannung war das kalte Grauen geworden. Ich erinnerte mich an die Fälle, als es mir nur unter gewaltigen Mühen gelungen war, lebende Mumien zu stoppen, und ich fühlte die Kälte meines Blutes, als es durch die Adern floß.

Auch die Bande war überrascht. Hinter mir hörte ich Cecile stöhnend atmen. »Das kann doch nicht sein!« hauchte sie. »Verdammt, das ist doch nicht möglich…«

Die Männer sprachen nicht. Sie standen einfach und waren bleich geworden.

Als hätten sich die beiden Mumien abgesprochen, so richteten sie sich plötzlich auf. Für einen Moment hielten sie die sitzende Haltung bei, drehten auch die Köpfe, so daß ich den freien Spalt zwischen dem Leinen in ihren Gesichtern sehen konnte.

Darin entdeckte ich zwei Augen.

Weiße, runde Steine. Leer und kalt. So jedenfalls kamen sie mir vor.

Und doch brannte in ihnen ein Feuer, das aber nicht von dieser Welt

stammte. Etwas wehte gegen uns, dem auch ich mich nicht entziehen konnte. Es war der Hauch einer fernen Zeit, einer Unendlichkeit, den beide Mumien gespeichert hatten.

Oder war es das Wissen einer uralten, fremden Intelligenz?

Auch ich spürte Furcht, als ich einen Schritt zurückging, um aus der Reichweite dieser in Leinen gepackten Monstren zu gelangen. Niemand hinderte mich daran, die anderen hatten genug mit sich selbst zu tun.

Cecile stand jetzt neben mir. Die Mündung der Beretta wies zu Boden.

Ich hätte ihr die Waffe vielleicht aus der Hand nehmen können, aber da war noch Marco mit seiner MPi. Auch er mußte die Übersicht verloren haben und wartete lauernd ab. Auf seinem Gesicht lagen die Schatten der Furcht. Die Mundwinkel zuckten. Er sah so aus, als wollte er etwas sagen.

Der Bleiche ging zurück und drückte seinen Arm vor. Aus dem Ärmel schnellte plötzlich die Klinge. Sehr lang, scharf und spitz. Sie wies auf beide Monstren.

»Wir müssen sie killen!«

Rene hatte die Worte gesagt. Es sah so aus, als wollten die anderen dagegen protestieren, doch sie hielten sich zurück. Wahrscheinlich deshalb, weil auch sie keinen besseren Vorschlag hatten.

Hatte sich Rene schon entschieden? Ich war mir sicher, daß er mit Kugeln nichts gegen diese Monstren ausrichten konnte, die jetzt standen und sich drehten.

Eine in Renes Richtung, die andere wandte sich uns zu, und wir sahen in ihre Augen.

Da peitschte der Schuß.

Rene konnte sein Ziel überhaupt nicht verfehlen, es stand einfach zu nahe bei ihm. Da die Mumie mir den Rücken zudrehte, sah ich nicht, wie die Kugel einschlug, aber sie zuckte zusammen und krümmte sich nach vorn. Dabei streckte sie die Arme aus, als wollte sie dem Mann, der geschossen hatte, die Hand drücken.

Ich hörte Rene lachen, vielleicht glaubte er sich am Ziel, das jedoch erwies sich für ihn als tödlicher Irrtum, denn plötzlich hatte die Mumie ihn.

Sie bewegte sich nicht so geschmeidig wie ein Mensch, eher ungelenk, aber sie fiel gegen ihn und packte zu.

Im nächsten Augenblick hörten wir ihn schreien. Zugleich drehte sich die Mumie herum, so daß wir sie jetzt frontal anblicken konnten.

Es war grauenhaft.

Nicht so sehr für uns wie für Rene.

Er war von ihr so hart umklammert worden, daß er sich nicht mehr bewegen konnte. Zugleich drückte sie ihn fest an sich, aber Rene war

es gelungen, seinen Kopf in den Nacken zu pressen, so daß er die Mumie anschauen mußte, ob er wollte oder nicht.

Das war sein Ende.

Wir sahen ihn sterben…

Wir wurden Zeuge einer furchtbaren Tat und auch einer unheimlichen Macht, die von der Mumie ausging, denn sie erdrückte ihn nicht, wie es vielleicht ein Gorilla getan hätte, nein, ihre Kraft mußte sie aus den Tiefen des Alls geholt haben, denn die Augen strahlten plötzlich auf wie zwei Sterne. Das Licht, sehr stark und gebündelt wie Laser, traf das Gesicht des Franzosen.

Der Mann wurde zerstört.

Es begann am Kopf, wo die Haut plötzlich nicht mehr zu sehen war.

Dafür die Knochen, weiß und gleichzeitig hell, als würden sie von einem strahlenden Feuer umgeben, das alles zerstörte.

Auch den Menschen.

Er konnte nicht einmal mehr schreien, so schnell lief der für ihn tödliche Vorgang ab.

Und auch wir waren entsetzt, denn zwischen den zupackenden Pranken der Mumie war plötzlich nichts mehr. Nur noch Staub rieselte zu Boden und verteilte sich dort.

Heller, flimmernder, glitzernder Staub, fein wie Asche. Das also war einmal ein Mensch gewesen. Man hatte ihn mit der Kraft der Sterne konfrontiert, und er hatte nicht überleben können.

Sogar seine Kleidung war vernichtet worden.

Wir standen da und waren sprachlos. Die Angst peitschte in uns hoch.

Ich fühlte mich verdammt schlecht, dieser stumme, grausame Mord hatte mich entsetzt, und jetzt bewegte sich auch die zweite Mumie.

Sie hatte sich ein neues Ziel ausgesucht.

Die entsetzt und reglos dastehende Cecile Villard!

***

Mochte sie auch zur anderen Seite gehören und hätte sie wahrscheinlich auch auf mich geschossen, das alles zählte in diesen Augenblicken nicht, denn ich mußte ein menschliches Leben retten. Es war unmöglich, sie den Kräften der unheimlichen Mumie zu überlassen, deshalb tat ich das einzig Richtige.

Ich sprang sie an.

Es hatte sein müssen, denn die Mumie griff bereits nach ihr. So geriet auch ich in Gefahr, daß sie mich streifte, aber ich hatte Glück, die Hand wischte an mir vorbei.

Gemeinsam landeten Cecile und ich auf dem weichen Boden. Cecile lag unter mir. Vor Angst hatte sie die Kontrolle verloren. Sie strampelte und versuchte auch, sich zu befreien, das hätte für sie

tödlich enden können, und ich brüllte sie an.
Cecile erstarrte.
Ich rollte mich von ihr, kam auf die Knie und zog sie an den Schultern aus der unmittelbaren Gefahrenzone, denn beide Mumien befanden sich in Bewegung und suchten neue Ziele.
Marco und Coucou hatten den Kreis größer gezogen. Die beiden wollten den Reichweiten der zupackenden Arme entfliehen und standen besser postiert als wir.
Meine heftigen Worte trieben Cecile Villard auf die Beine. Ich riet ihr zur Flucht, und sie taumelte auch weg. Mein Pech war, daß ich nicht mehr an die Beretta dachte, aber sie jetzt ihr wegzunehmen, war nicht der richtige Zeitpunkt.
Ich stellte mich der Killermumie. Mir blieb der Dolch und das Kreuz.
Würde das Kreuz reichen?
Ich holte es hervor, während ich gleichzeitig Distanz zwischen ihr und mich brachte.
Auf meinem Kreuz waren die geheimnisvollen Zeichen verewigt. Unter anderem auch das Allsehende Auge, das schon bei den alten Ägyptern als heiliges Symbol bekannt gewesen war und danach von der christlichen Religion übernommen wurde.
Gegen altägyptische Magie hatte es mir bereits geholfen, würde es auch hier reagieren?
Die Mumie starrte das Kreuz an.
Für einen Moment zögerte sie, ich aktivierte meinen Talisman ebenfalls noch nicht, aber ich kam auch nicht mehr dazu, die berühmte Formel zu sprechen.
Die Mumie warf sich nach vorn.
Ein schneller, überraschender Angriff, dem ich nur durch einen blitzschnellen Sprung entgehen konnte. Dabei stolperte ich über einen Stein, rutschte aus, fiel hin und befand mich plötzlich in großer Gefahr.
Da schoß Cecile.
Sie konnte mit der Waffe umgehen. Die beiden Silberkugeln jagten in die Körper der Mumien. Wo sie das Linnen durchstießen, blitzte es auf, ich rechnete schon mit einem Sieg, als sich die Mumie herumwarf und die Macht des Silbers regelrecht abschüttelte.
Dann lief sie weiter.
Bis ich die Formel sprach.
»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«
Ich hatte ihr die Worte laut entgegengeschrien, um das Monstrum zu stoppen, und das gelang mir auch. Doch auf eine andere Art und Weise als ich es mir vorgestellt hatte.
Normalerweise verbreitete das Kreuz seinen strahlenden Glanz, um die Gegenmagie zu vernichten. Hier aber reagierten die sich an den

Enden befindlichen Zeichen der Erzengel nicht. Sie blieben einfach stumm, dafür entfaltete das Allsehende Auge seine Kraft.

Das Oval des Auges befand sich innerhalb eines Dreiecks. Das Auge selbst war von einem Kranz aus Strahlen umgeben, während die Pupille dunkler schimmerte.

Aus ihr drang ein tiefrotes, unheimliches Leuchten, das sich zu einem einzigen Strahl vereinigte und das Kreuz verließ, wobei er sich sehr schnell in zwei Hälften aufspaltete, so daß beide Mumien voll getroffen werden konnten.

Sie reagierten, als hätten sie von einer mächtigen Hand starke Schläge erhalten. Das rote Licht riß sie von den Beinen, schleuderte sie hoch und jagte sie davon.

Als wären sie nur mehr Spielbälle, so wurden sie in die Luft geschleudert und stießen hinein in die Dunkelheit des Himmels. Wie zwei Geschosse fuhren sie den Sternen und den Wolken entgegen, als wollten sie dies alles umfassen.

Wir standen da und staunten.

Auch ich bekam den Mund kaum noch zu, denn mit einer solchen Reaktion hätte ich nie gerechnet.

Die Mumien jagten weg, als hätte sich der Himmel allein für sie geöffnet, um ihnen das unendlich große Grab im All zu geben. Und auch das rote Licht verlosch. Die Umgebung wurde wieder normal. Schwärze hüllte uns ein, die sich für uns erst später auflöste, als sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Cecile Villard, Coucou und Marco hatten überlebt. Rene aber war zu Staub geworden, und der Schreck über dessen Tod stand auch in den Gesichtern der anderen geschrieben.

Cecile kam langsam näher. Daß sie meine Pistole hielt, war ihr egal.

Auch meine Reaktion kümmerte sie nicht, denn ich nahm ihr die Beretta mit einem blitzschnellen Griff ab.

Sie fragte nur: »Wo sind sie?«

»Vielleicht dort, wo sie hergekommen sind!« antwortete ich ihr und erntete nur mehr ein Kopfschütteln.

Sie hatten mich verstanden, aber nicht begriffen. Um das Begreifen ging es auch mir. Ich konnte es einfach noch nicht fassen, daß mein Kreuz die Mumien vertrieben hatte.

Waren sie wirklich für alle Zeiten verschwunden?

Ich hatte sie als ganze Körper davonjagen sehen, nicht zerrissen oder zerstört, auch nicht zu Staub zerfallen. Mir schien es so, als hätten sie noch Kontakt zu den Sternen gehabt, wo diejenigen lauerten, mit denen sie einmal Bekanntschaft gemacht hatten.

»War es das?« fragte Cecile. Ihre Stimme zitterte. Zudem hatten sie eine Gänsehaut bekommen.

»Möglich.«

Coucou lachte. Es war das Kichern eines Irren. »Ich habe es gesehen!« kreischte er dann. »Verdammt, ich habe es gesehen. Rene ist zu Staub geworden, es hat ihn erwischt. Die verfluchten Mumien waren stärker, und jetzt sind sie weg!«

»War das der Sieg?« fragte Marco.

Ich hob die Schultern, ging vor, und Marco dachte nicht mehr daran, die MPi zu heben. Plötzlich waren wir zu Verbündeten geworden. Ohne daß wir uns darüber abgesprochen hatten, glaubte wohl keiner von uns, eine endgültige Entscheidung herbeigeführt zu haben.

Die Mumien waren verschwunden, aber nicht vernichtet. So wie ich sie und ihre Kraft einschätzte, konnten sie ohne weiteres wieder zurückkehren.

»Tut mir leid«, sagte ich, »aber ich habe alles versucht. Die Macht der Sterne war stärker.«

»Das ist doch Scheiße!« schrie Coucou. »Die Macht der Sterne…«

»Halt die Schnauze!« fuhr Marco ihn an. »Sei nur ruhig, sonst bist du als nächster an der Reihe. Ich habe dich sowieso nur unter Protest mitgenommen. Jetzt reiß dich zusammen!«

Der Bleiche duckte sich, als er die Worte vernahm. »Und was ist mit ihm?« fragte er. Sein Arm bewegte sich dabei auf mich zu. Es war der, aus dessen Ärmel auch die Klinge schaute. »Verdammt, er ist doch unser Feind. Vielleicht steckt er mit der Mumie unter einer Decke.«

»Du redest Unsinn!« fuhr ich ihn an.

Coucou fühlte sich angegriffen. Er kam auf mich zu, hatte den rechten Arm erhoben und wollte die Klinge in einem Halbkreis auf mich zuführen.

Wenn er traf, ging es mir schlecht.

Marco schleuderte die MPi gegen ihn. Der Bleiche wurde hart und kalt erwischt, geriet aus dem Rhythmus und taumelte an mir vorbei. Erst einige Schritte weiter konnte er sich fangen, aber da war Marco schon bei ihm und drosch mit der flachen Hand mehrmals zu.

Der Kopf des anderen flog zur Seite. Coucou heulte, und Marco machte ihm klar, daß wir alle vier im gleichen Boot saßen. Hoffentlich begriff er dies auch.

Cecile unterhielt sich mit mir. »Sie haben ein Kreuz!« flüsterte sie. »Das ist nicht normal.«

»Stimmt.«

»Und wieso?«

Ich winkte ab. »Nehmen Sie es einfach hin. Die korrekte Erklärung würde zu lange dauern.«

Cecile schaute mich sehr nachdenklich an, bevor sie einen Kommentar gab. »Sie sind nicht der, als der Sie sich ausgeben, John Sinclair.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ich bin eine Frau mit starken Gefühlen. Und eines dieser Gefühle sagt mir einfach, daß Sie ein anderer sein müssen. Kein Makler…«

»Was dann?«

»Polizist!«

Sie schaute mich an. So überrascht, daß sie keinen Kommentar abgeben konnte.

Auch Coucou und Marco hatten einen Teil unseres Dialogs mitbekommen. Der Bleiche blieb am Boden hocken, da er noch genug mit sich selbst zu tun hatte.

Anders Marco. Er kam zu uns und hatte seine Augen verengt. »Stimmt das?« erkundigte er sich lauernd.

»Es stimmt.«

»Da haben Sie bestimmt einen Ausweis.«

»Natürlich.« Ich holte das Dokument hervor und drückte es ihm in die Finger. Er mußte es dicht vor seine Augen halten, um überhaupt etwas lesen zu können. Danach lachte er auf und ließ den Arm sinken. »Ja!« sagte er zu Cecile, »er ist tatsächlich ein Bulle, aber ein englischer, Scotland Yard sogar.«

Die Französin konnte es nicht fassen. »Ich bin dem Yard bisher noch nicht aufgefallen. Wieso jagen Sie uns?«

»Nicht euch«, erwiderte ich. »Es war einfach ein Zufall, daß ich auf Sie getroffen bin.«

»Ich hasse Bullen!« erklärte Marco leidenschaftslos, »aber ich sehe auch ein, daß ich mit diesem Gefühl hier nicht weiterkomme. Wir sind Verbündete geworden - oder?«

»Das scheint so.«

»Gut, dann können Sie uns auch verraten, was Sie da für eine Waffe besitzen.«

»Ein Kreuz.«

»Kreuze gibt es viele.« Er schüttelte den Kopf. »Aber nicht so eines, wie Sie es haben. Da muß noch etwas anderes dahinterstecken. Was ist das für ein Kreuz?«

»Ich habe Cecile bereits erklärt, daß ich mich darüber nicht auslassen werde. Nehmen Sie es zur Kenntnis und nehmen Sie es weiterhin als gegeben hin, daß ich dieses Kreuz besitze. Mehr will ich nicht von Ihnen. Alles klar?«

»Nein, natürlich nicht, aber im Moment werde ich Sie nicht weiterfragen.«

»Das ist vernünftig, da wir darüber reden sollten, wie es jetzt weitergeht. Eine Frage. Wo befinden wir uns?«

»Zwischen Lyon und Dijon.«

Ich nickte. »Toll, das hätte ich auch gewußt. Nur müssen Sie damit rechnen, daß man schon längst Alarm gegeben hat. Die Polizei wird unterwegs sein. Ringfahndung…«

»Halt dein Maul!« Marco regte sich auf. Für mich ein Zeichen seiner Unsicherheit.

»Wir sollten wirklich verschwinden!« stand Cecile mir bei.

»Ja, das weiß ich auch. Aber zu Fuß?«

»Steht kein Wagen in der Nähe?« fragte ich.

»Es hätte einer da sein sollen. Aber in der Dunkelheit und dem verdammten Nebel ist nichts zu erkennen. Der Lokführer braucht nur einen Kilometer vor dem vereinbarten Ziel angehalten zu haben, und schon geht alles in die Hose.«

Der Spieß hatte sich gedreht. Eigentlich war ich jetzt in der Lage, Bedingungen zu stellen, und dies kostete ich auf eine gewisse Art und Weise auch aus. »Da wir uns nicht in der Wüste Gobi befinden, müßten wir irgendwann auf einen Ort stoßen. Ich jedenfalls habe keine Lust mehr, hier herumzustehen. Ob Sie mir folgen wollen oder nicht, ist mir egal. Ich werde gehen.«

Und das tat ich auch.

Ein unangenehmes Gefühl überkam mich schon, als ich den dreien meinen Rücken zuwandte, aber es war niemand da, der auf mich schoß, und selbst der bleiche Coucou hielt sich zurück.

Den Spieß hatte ich zwar herumdrehen können, doch die Gefahr lag nach wie vor in Reichweite…

***

Irgendwann hörte ich ihre Schritte hinter mir, sie hatten aufgeholt. Ich lief durch die Nacht und hoffte, irgendwann einen Weg oder eine Straße zu erreichen, die in einen Ort führte.

Diese Hoffnung hatte mich bisher getrogen. Wenn ich einen Vergleich starten sollte, kam ich mir wie jemand vor, der durch die Prärie schritt, wo es viel Gegend, wenig Bäume, dafür aber eine Masse an Gestrüpp und Gras gab, ohne daß man irgendwelche Wege benötigt hätte.

So sehr ich auch meinen Blick kreisen ließ, Lichter sah ich nicht. Nur weit in der Ferne noch dunklere Schatten als der Nachthimmel. Es waren Berge.

Den kleinen Fluß oder schmalen Bach hatten wir einige Male überqueren müssen, denn er schlängelte sich in zahlreichen Windungen und Kehren durch das Land. War er zu breit, schauten zum Glück Steine aus dem Wasser, über die wir trockenen Fußes an das jeweils andere Ufer gelangen konnten.

An einem kleinen Wäldchen schritten wir vorbei. Danach aber sahen wir in der Ferne kleine, helle Punkte. Sie standen versetzt, so daß sie durchaus zu einem Dorf oder einer kleinen Stadt gehören konnten.

Marco hatte mich inzwischen eingeholt und hielt sich an meiner Seite.

Er tat, als wäre ich sein Partner. An seine MPi dachte er nicht mehr. »Da wir den Wagen verfehlt haben, Sinclair, werden wir uns dort in der Stadt einen holen.«

»Kennen Sie den Ort?«

»Ja, das müßte Burgeont sein.«

»Ist er groß?«

»Zwanzigtausend Einwohner ungefähr. Da ist alles, was wir brauchen.«

»Nur werde ich keinen Wagen stehlen.«

»Dann bleiben Sie zurück.«

»Aber als Leiche!« keifte Coucou hinter mir und fing sich von Marco einen Rüffel ein.

Ich hatte die Bemerkung überhört und versuchte, die Distanz zwischen uns und der Stadt abzuschätzen. Es war in der Dunkelheit kaum möglich, weil Lichter weit zu sehen waren und Entfernungen dadurch kaum berechnet werden konnten.

Auch mußten wir in eine Senke hinein und erreichten dort nach etwa zehnminütiger Laufzeit einen Vorposten der Zivilisation.

Es war ein Stacheldrahtzaun. Er umfriedete eine Weide. Wir kletterten rüber, schritten durch saftiges Gras und wurden weiterhin vom matten Leuchten der Sterne begleitet.

Einen kleinen Vorteil hatte die Nacht gebracht. Der Nebel war verschwunden. Klare Sicht, auch gegen den Himmel, wo die Mumien verschwunden waren.

Bisher hatten wir sie nicht sehen können. Aber ich traute dem Frieden nicht. So liefen wir über die Wiese, und Cecile entdeckte den Schatten, der groß und hoch aus dem Gras hervorwuchs.

»Das ist ein Haus!«

»Na und?« fragte der Bleiche. »Kann uns das interessieren? Wir müssen weiter.«

»Möglicherweise wohnt dort jemand«, meinte Marco. Er grinste. »Wenn ja, hat er sicherlich ein Auto. Das könnten wir ihm ja abkaufen.« An seine Worte schien er selbst nicht zu glauben.

»Ich werde mich jeder Gesetzesübertretung entgegenstemmen«, warnte ich den Mann.

»Ja, schon gut.« Er grinste scharf.

»Los, sehen wir uns das Haus an!« Coucou drängte jetzt. »Ich habe keine Lust mehr, hier durch die Gegend zu laufen.«

Ich auch nicht, aber ich fand mich damit eben ab.

Und wir mußten uns auch mit etwas anderem abfinden, denn dort, wo die kleine Stadt lag, erschien ein Punkt am Himmel. Sichtbar und auch laut. Dabei typische Geräusche von sich gebend, die jeder von uns sofort erkannte.

Cecile sprach es aus. »Verflucht, ein Hubschrauber.«

»Und?« fragte der Bleiche.
Marco fuhr herum. »Die suchen uns doch!«
»Kann ich mir nicht vorstellen.«
»Wir sollten zum Haus!« schlug ich mit ruhiger Stimme vor, ohne die Maschine aus den Augen zu lassen, die jetzt in unsere Richtung flog. Wir sahen die Positionsleuchten blinken und einen Scheinwerferstrahl.
Es lag auf der Hand, wem die Suche galt.
Der Weg, für den wir so lange gebraucht hatten, konnte von dem Hubschrauber innerhalb einer kurzen Zeitspanne überwunden werden. Und dann hingen wir in der Falle! Das Haus vor uns schien unerreichbar fern zu sein.
Cecile startete zuerst. Sie übersah einen Holzzaun, fiel hinein und durchbrach das Gitter. Schnell raffte sie sich auf und huschte um das Haus herum.
Über unseren Köpfen steigerte sich das Dröhnen zu einem infernalischen Geräusch. Während ich neben Marco herrannte, beobachtete ich den Hubschrauber und stellte fest, daß der Scheinwerferstrahl abdrehte.
Coucou hatte uns schon überholt. In das dumpfe Trampeln seiner Schritte mischte sich der pfeifende Atem. Beim Laufen schleuderte er seine Arme vor und zurück.
Wir sprangen über die zerbrochene Stelle im Zaun hinweg, landeten in einer Pfütze, deren Wasser hoch aufspritzte.
Noch befand sich die Maschine nicht direkt über unseren Köpfen, aber der Lichtkegel des Suchscheinwerfers huschte über das einsam stehende Hausdach hinweg.
Das sollte Folgen haben.
Der Pilot hatte bemerkt, daß sich auf dem Boden ein Ziel befand und wollte sich dieses Versteck aus der Nähe anschauen. Deshalb schwenkte er auch seine Maschine.
Cecile und Coucou hatten den Eingang erreicht. Die Tür stand offen.
Wir benötigten nur mehr ein paar Schritte. Ich rannte geduckt, hielt mich dabei dicht an der Wand, um so viel Schatten wie möglich zu haben. Dann hechtete ich nach links über die Schwelle. Ich fiel zu Boden, rollte mich über die Schulter ab und sah, noch bevor ich auf die Beine gekommen war, Marco anrennen.
Sein Körper tauchte in die Lichtfülle des Suchscheinwerfers. Da riß bei ihm der Faden. Er riß seine MPi in die Höhe, eine Wahnsinnstat, von der ich ihn auch nicht durch einen Schrei abhalten konnte, denn in diesen Laut hinein klang das Tuckern der Waffe.
Der Motorlärm hallte über das Haus hinweg und verschluckte auch das Splittern des großen Scheinwerfers, den der Franzose durch seine Kugelgarbe ausgepustet hatte.
Marco freute sich. Ich sah den wilden Triumph in seinem Gesicht, als

er sich umdrehte und sich über die Schwelle warf.

»Tür zu!« brüllte er dabei.

Coucou hämmerte sie ins Schloß, und über uns fiel die Dunkelheit wieder zusammen.

Wir konnten uns im ersten Moment nicht sehen, hörten aber unseren keuchenden Atem.

Ich richtete mich auf. »Das war der größte Blödsinn, den Sie machen konnten!« fuhr ich Marco an. »Jetzt weiß man genau, wo wir stecken.«

Er lachte mir aus der Düsternis entgegen. »Na und? Du hast doch nichts zu befürchten.«

»Das sind Polizisten. Sie haben auf die Leute geschossen!«

»Bullen müssen umgelegt werden!« meldete sich Coucou aus dem Hintergrund.

»Halt den Rand!« fuhr Cecile ihn an. »Sinclair hat recht!« stand sie mir dann bei. »Die hätten uns überhaupt nicht entdeckt. Wir hätten ihnen entwischen können.«

»Dann schießen wir sie eben…«

»Coucou sei ruhig!« Cecile sagte es mit einer scharfen Stimme, und der Bleiche hielt tatsächlich den Mund.

Mittlerweile hatten sich unsere Augen auch wieder an die Lichtverhältnisse gewöhnt. Es war nicht völlig finster. Wir konnten Umrisse und Konturen ausmachen, aber wir nahmen auch einen so für das Landleben typischen Geruch wahr.

Nach Gras und Heu roch es, so daß wir zu der Überzeugung kamen, in einer Scheune gelandet zu sein. Der Bleiche trug eine Taschenlampe bei sich. Er holte sie jetzt hervor und ließ den Lichtstrahl kreisen. Der lange Finger tastete über Wände hinweg, fuhr hoch bis gegen die Tenne, die sich unter dem Dach befand. Wir sahen eine angelehnte Leiter, wir erkannten einige Boxen, die mit Stroh gefüllt waren, und auch auf dem festgestampften Boden - eine Mischung aus Lehm und Stein - war Stroh ausgebreitet worden.

Zum Glück gab es auch Fenster in Kopfhöhe und nicht, wie bei so vielen Scheunen, dicht unter dem Dach.

Ich lief auf eines der Fenster zu. Dabei hörte ich, wie Marco hinter mir seine MPi nachlud.

Es störte mich, vom Strahl der Lampe verfolgt zu werden. »Mach das verdammte Licht aus!« fuhr ich den Bleichen an.

Er gehorchte.

Keiner sprach mehr, dennoch hörten wir die Geräusche von draußen her durch die Holzwände schallen.

Ich brauchte erst gar nicht durch das Fenster zu schauen, um erkennen zu können, was dort geschah.

Der Hubschrauber setzte zur Landung an. Als großen, stählernen Schatten sah ich ihn vom Himmel fallen. Neben das Fenster hatte ich

mich gegen die Wand gepreßt und schielte durch die Luke. Das war kein kleiner Helicopter. Er gehörte zu den größeren Maschinen, die bei Polizeieinsätzen verwendet wurden.

Mindestens sechs Passagiere konnte er fassen.

Die beiden Kufen kamen mir vor wie stählerne Giganten, als die Maschine zur Landung ansetzte. Über dem Dach kreiste der starke Rotor.

Die Stahlblätter zeichneten einen wirbelnden Kreis in die Luft. In der Maschine selbst war es bis auf die Instrumentenbeleuchtung finster.

Ich hörte die leichten Schritte der Frau. Neben mir blieb Cecile stehen.

»Wie sieht es aus?« flüsterte sie.

»Nicht gut.«

»Die werden angreifen, was?«

Ich nickte heftig. »Jetzt ja«, gab ich flüsternd zurück. »Marco hat sich wie ein Idiot benommen.«

»Merde!«

»Das können Sie laut sagen.«

Der Einstieg auf der anderen Seite flog auf, die Polizisten stiegen aus, aber ich sah so gut wie nichts. Lautlos ging der Einsatz über die Bühne.

Für mich ein Beweis, daß man uns eine Spezialtruppe auf den Hals geschickt hatte.

»Die kennen sich aus, wie?« fragte Cecile.

»Und ob. Diese Burschen sind ausgebildet. Sie werden uns einkreisen, darauf können Sie sich verlassen. Wahrscheinlich gehören sie zu einer Spezialtruppe.«

»Schießen die?«

»Ja…«

Ich gab keine Antwort mehr, weil ich zuschaute, wie sich die Leute verteilten.

Sie waren kaum zu erkennen, da sie sich dicht am Boden hielten und sich auch trotz der unbequemen Gangart sehr schnell bewegten. Die genaue Anzahl hatte ich noch immer nicht feststellen können, aber sechs waren es mindestens.

Und diese Burschen verteilten sich rund um das Haus. Sie zogen einen großen Kreis, ich sah sie nur mehr an zwei verschiedenen Stellen, dann hatten sie alle ihre Deckungen gefunden.

Es blieb still.

Allerdings nicht bei uns. Die Nervosität der Leute mußte sich einfach freie Bahn schaffen. Der Bleiche sprach davon, die Hundesöhne aufzuschlitzen, während Marco ihm abermals den Mund verbot.

»Ich will mich nicht zusammenschießen lassen!« keuchte Coucou. »Und das, weil du so blöd warst und dich hast sehen lassen.«

Eine Antwort bekam er nicht mehr von Marco, dafür hörten wir eine fremde Stimme.

Sie war draußen aufgeklungen. Megaphonverstärkt drang sie an unsere Ohren. Die Holzwände der Scheune hielten kaum etwas von dem Klang ab, und die Befehle waren eindeutig.

»Wir wissen, daß ihr euch in der - Scheune versteckt habt. Wir geben euch drei Minuten, um waffenlos herauszukommen. Haltet ihr die Zeit nicht ein, schießen wir die Scheune zusammen. Noch eine Warnung. Wir setzen auch Flammenwerfer ein!«

»Verdammte Schweinebullen!« regte sich Coucou auf.

»Die Zeit läuft!« hörten wir abermals die Stimme des Sprechers. »Stellt eure Uhren…«

***

Das taten wir zwar nicht. Unabhängig davon schaute jeder von sich aus auf seine Uhr.

Die Zeit würde vergehen. Drei Minuten können lang werden, aber auch verdammt kurz sein.

Ich blieb am Fenster, die anderen beiden kamen zu uns. Ich sah sie als Schatten. Marco hielt seine nachgeladene MPi in der rechten Hand. Die Mündung wies zu Boden. »Wir werden auf keinen Fall die Scheune verlassen!« erklärte er.

»Das ist ein Fehler!«

Er lachte mich scharf an. »Klar, von einem feigen Bullen kann man nichts anderes erwarten.«

»Sehr richtig!« hechelte Coucou. »Bullen sind verdammt und alle feige.« Er spie aus.

»Mit feige oder nicht feige hat das nichts zu tun«, erklärte ich. »Ihr habt gehört, womit diese Leute bewaffnet sind. Nicht allein Schußwaffen, auch Flammenwerfer…«

»Wir können uns auch verteidigen!«

»Marco, hör auf!« mischte sich Cecile ein. »Wir sind hier nicht im Wilden Westen. Ich bin dafür, Sinclairs Vorschlag Folge zu leisten. Das ist am vernünftigsten.«

»Wilden Westen, sagst du? So kommt es mir vor. Ich bin fest entschlossen, es auszuschießen.«

Der Mann war überaus dumm. »Denken Sie doch einmal nach«, sagte ich. »Noch haben Sie keinen Toten auf dem Gewissen. Die Strafe wäre nicht zu hoch, die man Ihnen…«

Er lachte mich aus. »Keine Toten? Sinclair, wenn die mich in die Finger kriegen, ist der Teufel los. Die warten doch nur darauf, mich zu vernichten. Ich stehe auf ihrer Liste ziemlich weit oben. Ich habe so einige erschossen, auch Bullen, als die mir ans Fell wollten. Nein, die warten nur auf mich. Mit Coucou ist es ähnlich. Den haben sie sogar

aus der Legion gefeuert, weil er zwei Kameraden erstochen hat. Sie wollten ihn ja hängen, aber er entwischte. Die Polizei hat davon nichts mitbekommen, aber die Killer der Legion sind hinter ihm her. Fällt er ihnen in die Hände, drehen sie ihn durch die Mühle. Wir werden also kämpfen.« Er hatte schnell und hektisch gesprochen. Dann fügte er noch etwas hinzu. »Wenn ihr beide verschwinden wollt, könnt ihr gehen. Doch sobald ihr auch nur einen Fuß über die Schwelle gesetzt habt, jage ich euch eine Garbe in den Rücken, darauf könnt ihr euch verlassen. Und bilde dir nur nicht ein, Sinclair, daß du an deine Kanone herankommst. Die MPi ist auf dich gerichtet. Du hättest das Zeug im Zug saufen sollen.«

Marco bluffte nicht. Dieser Mann war kalt bis in den letzten Zehennagel.

Es sah tatsächlich schlecht für uns aus, und ich hing wieder einmal mittendrin.

Wieder hörten wir die Stimme. »So!« klang es megaphonverstärkt, »eure Zeit ist um. Kommt jetzt einzeln heraus, aber waffenlos.«

Mit einem blitzschnellen Griff entriß Coucou Cecile die Handtasche, öffnete sie, schnappte sich ihre Waffe und schleuderte die Tasche dann zu Boden. Er stieß mich zur Seite, stand am Fenster, das keine Scheibe besaß und brüllte seine Antwort raus.

»He, ihr miesen Bullen! Wenn ihr etwas von uns wollt, müßt ihr uns holen. Verstanden?«

Nach diesen Worten duckte er sich sofort. Das war sein Glück, denn die anderen machten ernst.

Feuergarben tuckerten auf. Wir hörten das Tackern der Maschinenpistolen und lagen schneller am Boden, als wir denken konnten. Das Scheunenholz war dünn. Die Geschosse hämmerten hindurch, Splitter flogen umher, die Wände vibrierten und wackelten, während wir geduckt abwarteten.

Ich überschlug mich und geriet in die Nähe der Frau.

Cecile war auf die Leiter zugekrochen, die zur Tenne hochführte. Ihr Gesicht leuchtete fahl. Selbst in der Finsternis las ich die Angst in ihren Augen.

»Das überstehen wir nicht!« rief sie in das Krachen der Waffen hinein.

»Das ist unmöglich.«

Ich gab ihr recht.

Weiterreden konnten wir erst, als der erste Ansturm verstummt war.

Eine unnatürliche Stille breitete sich aus. Unterbrochen wurde sie durch ein heftiges Keuchen. Coucou hatte es ausgestoßen. Er lief quer durch die Scheune auf ein anderes Fenster zu, blieb an der Wand hocken und schob seinen Körper langsam hoch.

»Einen nehme ich jetzt mit!« keuchte er verbissen. Seinen Arm

drückte er nach vorn. Zusammen mit der Mündung wollte er durch das Fenster schauen, aber dazu kam es nicht mehr, denn wir alle hatten das Geräusch über unseren Köpfen gehört.

Ich schaute nach oben.

Der Mann mußte durch eine Dachluke gekommen sein. Jedenfalls stand cr jetzt mit schußbereiter Maschinenpistole geduckt auf der Tenne und zielte nach unten.

Uns sah er nicht, da wir uns im toten Winkel befanden, aber er konnte den Bleichen erkennen.

»Weg mit der Waffe!« Noch einmal warnte er.

Da handelte Marco!

***

Er hatte nichts zu verlieren, das wußte er. Und er reagierte wie ein in die Enge getriebenes Tier. Auf dem Fleck kreiselte er herum, warf sich gleichzeitig zur Seite und feuerte schräg durch die Scheune.

Diesmal vernahm ich sogar das Jaulen der Kugeln, so nahe wischten sie an mir vorbei. Für einen Moment hatte ich Angst, das Herz klopfte schneller. Ich riß Cecile mit zu Boden, und wir hörten das Ächzen.

Der Polizist über uns hatte es ausgestoßen. Noch stand er auf der Tenne, ging dann einen zögernden Schritt nach vorn, erreichte den Rand und kippte.

Er fiel stumm. Wir hörten den Aufschlag und sahen, wie der Körper durchgeschüttelt wurde und bewegungslos liegenblieb.

Aus, vorbei…

Marco hatte ihn erschossen, aber Coucou, dieser kleine Sadist, freute sich diebisch. Das schrie dieser Vollidiot auch noch hinaus. »Hört zu, ihr Bullen, wir haben einen von euch erwischt. Der nächste kommt auch…«

Die MPi-Salven knatterten plötzlich auf. Kugeln rissen wieder Löcher in die Holzwände. Von vier verschiedenen Seiten aus wurden wir unter Feuer genommen. Diesmal hatten sich die Männer auch einen anderen Schußwinkel ausgesucht.

Die Projektile hämmerten auch in den Boden, peitschten dort ab und jagten als Querschläger davon.

Ich mußte mich unheimlich in acht nehmen und rechnete auch damit, während ich mit Cecile auf dem Boden Deckung suchte, daß sie ihre zweite Drohung wahrmachen würden und Flammenwerfer einsetzten.

Urplötzlich verstummte das Schießen.

Den Grund konnte ich mir nicht vorstellen. Doch die nachfolgende Ruhe tat nicht gerade gut. Wir blieben liegen, hörten das Klopfen unserer Herzen und einen jammernden Laut, den Coucou ausgestoßen hatte. »Verflucht! keuchte er dann. Verflucht, mich hat es erwischt.«

»Wie stark denn?« fragte Marco.
»Ein Kratzer. Am Nacken. Wie ein Stück glühendes Eisen ist die Kugel darüber weggesaust. Ich blute wie ein Schwein.«
Marco kroch zu seinem Kumpan.
»Jetzt hättest du die Chance!« flüsterte Cecile, die zuschaute, wie Marco über den Boden glitt. Er robbte davon. Die MPi nahm er mit.
»Wieso?«
»Du könntest sie…«
»Nicht, nicht erschießen, aber ich werde versuchen, sie zu entwaffnen. Bleib du hier liegen und rühr dich nicht. Vielleicht klappt es.«
»Und draußen die Bullen?«
»Ich weiß auch nicht, was die haben. Die hocken da und planen irgend etwas. Aber die Zeit kann ich nutzen.«
»Viel Gluck.«
Ich machte es Marco nach und robbte durch die Scheune. Als ich an dem toten Polizisten vorbeikam, nahm ich dessen Waffe an mich.
Es war eine kurzläufige UZI. Ich konnte mit diesen Dingern umgehen.
Diese verdammte Robberei über den mit Stroh bedeckten Boden gefiel mir überhaupt nicht. Die Strohhalme pieksten, und der Geruch reizte zum Niesen.
Zum Glück achtete niemand auf mich, denn Marco und Coucou waren mit sich selbst beschäftigt. Sie flüsterten miteinander, als hätten sie vor mir Geheimnisse.
»Stell dich nicht so an!« vernahm ich die Stimme des Anführers. »Von der Schramme wirst du nicht sterben.«
»Aber das Blut…«
»Nimm ein Tuch!«
Ich hatte die Hälfte der Strecke überwunden. Zugleich behielt ich die Tür und auch die beiden Gangster im Auge. An die Mumien dachte ich nicht. Wir waren von einem unheimlich anmutenden Fall in einen heißen Gangsterkampf hineingeraten, und ich mußte zusehen, daß ich wieder mit einem blauen Auge davonkam. Die Polizisten draußen konnten nicht wissen, daß ich ein Kollege von ihnen war.
Noch waren die beiden miteinander beschäftigt. Dieser Bleiche mußte ein wahrer Jammerlappen sein. Als sich Marco von ihm wegbewegen wollte, klammerte er sich an ihm fest.
»Mann, hau jetzt nicht ab. Ich…«
Die Lage war günstig. Ich drückte mich lautlos und so behutsam wie möglich in die Höhe, weil ich die beiden überraschen wollte. Einen Schritt kam ich weit und wollte gerade meine Warnung rufen, als etwas geschah, das die Lage grundlegend veränderte und sie praktisch auf den Kopf stellte.
Wir alle wurden von der unheimlichen Macht einer fürchterlichen

Magie überrollt…

***

Die Polizisten waren geflogen, wie man es ihnen befohlen hatte, und sie hatten sich auch durch eine Rückversicherung die Anweisung geholt, das Gebäude mit Waffengewalt stürmen zu dürfen.

Das hießt auch: ohne Rücksicht auf Verluste!

Die Männer gehörten zu einem Spezialkommando. Sie waren gewohnt, hart zu trainieren und auch einen noch härteren Einsatz zu fahren. Der Pilot gehörte ebenfalls zu ihm, war ein Meister seines Fachs und fand mit einer nahezu hundertprozentigen Sicherheit jedesmal sein anvisiertes Ziel.

Fast hätten sie die Männer nicht entdeckt. Bis einer von ihnen durchdrehte und den Suchscheinwerfer »auspustete«. Der Maschine selbst hatte die Garbe nichts anhaben können. Sie bestand aus schußsicherem Stahl. Es lief alles wie beim Training.

Das Umstellen der Scheune, die Warnungen, die ersten Schusswechsel als Ablenkung, und dann wurde der Mann eingesetzt, der sich durchschlagen und den Weg freimachen wollte.

Er war auf das Dach gekommen, hatte einen Einstieg gefunden, doch er war leider erwischt worden.

Der Plan wurde umgestellt.

Die Männer hatten nicht nur mit Flammenwerfern gedroht, sie setzten sie auch ein. Rücksicht wie normale Polizisten kannten sie nicht, sie unterstanden nur einer höheren Verantwortung, dem Innenminister. Der deckte fast alles.

Und so machten sie sich zum Sturm bereit.

Dazu aber sollte es nicht kommen. Als sie innerhalb weniger Sekunden eine Lagebesprechung abhalten wollten, passierte es. Einer von ihnen, der zufällig einen Blick zum Himmel geworfen hatte, sah die beiden Punkte, die sich auf gewissen Zickzack-Bahnen bewegten und sich rasend schnell dem Erdboden näherten.

»Was ist das?«

Seine hart gesprochene Frage ließ den Einsatzleiter, er hieß Robert Gislaine, aufmerksam werden. Er schaute ebenfalls hoch, strich über sein Barett und war überfragt.

»Das ist doch kein Komet - oder?« fragte ein anderer.

»Nein, der sieht anders aus.«

»Außerdem sind es zwei.«

Robert Gislaine entschied sich innerhalb weniger Sekunden. »Wir verschieben den Einsatz.« Er hatte mit glasklarem Blick erkannt, daß sich die beiden ungewöhnlichen Flugkörper nicht nur dem Erdboden näherten, sondern auch ihren Standort anvisierten.

Das konnte gefährlich werden.

Sie wurden größer. Es waren keine Sterne mehr, sondern längliche Gegenstände, die noch an Geschwindigkeit gewannen, sich einmal drehten und sich trennten, um eine genügend große Distanz zwischen sich zu bringen.

»Die sehen aus wie Menschen!« hauchte jemand.

»Fliegende?«

»Verflixt, das ist…« Keiner wußte eine Erklärung, und so warteten die Männer der Kampfgruppe ab, bis sich die beiden Gestalten dem Erdboden so weit genähert hatten, daß sie landen konnten.

Sie kamen auf…

Sacht, federartig, nicht weit von der Gruppe entfernt, die die beiden »Personen« anstarrten.

»Es sieht aus, als wären es Menschen!«

Gislainc hatte den Satz gehört, schüttelte den Kopf und gab selbst eine Erklärung ab. »Mir kommen sie vor, als hätte man sie in helle Laken gewickelt. So etwas hat man früher im alten Ägypten mit Mumien gemacht.«

Einer der Männer lachte leise, doch unter dem Blick seines Chefs verstummte er schnell.

Robert Gislaine wollte es genau wissen. Er bedeutete den anderen, auf ihren Plätzen zu bleiben und ging allein los. Gislaine war ein harter Mann, gestählt in zahlreichen Schlachten, und die Narben dieser Kämpfe bedeckten seinen Körper. In diesen Augenblicken aber spürte er Furcht. Es war eine Beklemmung, wie er sie bisher nur aus Situationen vor Kämpfen kannte, bei denen er fast sicher war, sie nicht gewinnen zu können. Er ging und wäre am liebsten verschwunden, aber er mußte Vorbild sein, das hatte man ihm stets eingehämmert.

Und so riß Gislaine sich zusammen. Kneifen kam für ihn nicht in Frage.

Die beiden Flieger standen, ohne sich zu bewegen. Gislaine hatte das Gefühl, als würden die komischen Gestalten ihn genau beobachten und unter Kontrolle halten. Er war mit einer Maschinenpistole bewaffnet, und sein Finger lag am Abzug. Sollten die Gestalten vor ihm sich nur einmal falsch bewegen, würde er sie niedermähen. Dieser Vorsatz stand fest. Die Mumien rührten sich nicht. Sie schienen den anderen einfach zu ignorieren, was Gislaine wiederum ärgerte. Wer in die Mündung einer MPi schaut, der bekommt normalerweise Angst.

Hinter ihm blieb der Hubschrauber zurück. Die Mumien standen nur wenige Schritte vor ihm.

»Wer seid ihr? Wo kommt ihr her?« Maschinenpistolenartig drangen die Fragen über Gislaines Lippen.

Eine Antwort gaben die anderen ihm nicht. Aber sie konnten laufen. Ein wenig schwerfällig setzten sie sich in Bewegung und kamen auf

den Mann zu.

Einen Schritt, den zweiten…

Gislaine spürte eine innerliche Warnung. Wenn er jetzt nichts unternahm, waren die anderen stärker. Vor Jahren hatte er so etwas im Kongo einmal erlebt und hatte dann den Rückzug angetreten.

Hier blieb er stehen.

Und er schoß.

Eine kurze Garbe nur jagte er aus dem Lauf. Dieser Feuerstoß traf die rechte der beiden Gestalten in die Brust. Die Menge der Kugeln reichte normalerweise aus, jetzt hätte der andere fallen müssen, aber er steckte die Treffer weg, als wären sie nichts. Auf seinen unförmigen Beinen blieb er stehen, schwankte zwar, schüttelte sich dann, und Gislaine konnte in der Dunkelheit sogar noch die Kugellöcher sehen, die seine Geschosse hinterlassen hatten.

Aber der gegenüber fiel nicht.

Er kam vor.

Gislaine »hörte« das Schrillen der Alarmglocken in seinem Kopf. Wenn er jetzt noch etwas unternehmen wollte, mußte er sehr schnell sein.

Das war er nicht.

Plötzlich hatte ihn die Mumie. Sie hielt ihn fest, schlug ihm auf die Schultern und drückte zu.

Hinter sich vernahm Gislaine die Stimmen seiner Leute. Gleichzeitig spürte er in seinem Innern das Brennen. Es war ein Gefühl, als hätte man ihn mit kochendem Wasser abgefüllt. Er sah ein, daß er keine Chance mehr hatte, denn die Mumie ließ ihn nicht los.

Dann verging er.

Das Brennen verstärkte sich zu einem furiosen Wirbel. Er selbst sah nichts mehr. Sein Blick glitt wohl hinein in eine tiefe Dunkelheit, wobei er das Gefühl hatte, ins All zu schauen, und diese Dunkelheit war plötzlich sehr nahe.

Gislaine merkte nicht mehr, wie er sich auflöste und wie die Dunkelheit von einer strahlenden Helligkeit abgelöst wurde.

Der Mann verging vor den Augen seiner Männer, er löste sich auf. Sie sahen Gislaine, den Captain, als Staub zu Boden rieseln und dort liegenbleiben. Es war einfach aus und vorbei.

Die Männer schauten sich gegenseitig an. Noch waren sie sprachlos, bis einer schoß. Wieder zuckten Mündungslichter, wieder wurde die Mumie getroffen, auch die zweite verschonte man nicht.

Die Gestalten tanzten unter den Einschlägen der Kugeln. Sie bewegten sich zurück, auch zur Seite, kamen mal nach vorn, aber sie gingen weiter, als wäre nichts geschehen.

Die Männer kümmerten sie nicht. Sie hatten auch den Hubschrauber verlassen, nur der Pilot saß noch in seinem Cockpit und bekam genau

mit, wie die beiden Mumien auf ihn zugingen.

Sie bewegten sich Schulter an Schulter. Ihre Arme schlenkerten dabei von einer Seite auf die andere. Es sah so aus, als wollten sie den Hubschrauber entern.

Das merkten auch die Männer der Einsatztruppe. »Raus aus dem Ding!«

Der Pilot hörte den Schrei. Er wollte die Kiste auch verlassen, es war bereits zu spät.

Die Mumie hatte den Hubschrauber erreicht und traf Anstalten, hineinzuklettern.

»Ich werde dir helfen!« schrie der Pilot. Er stand am offenen Ausstieg.

Mehrmal hintereinander trat er gegen den Schädel der Mumie.

Beim dritten Treffer erwischte es ihn.

Plötzlich erkannte er weder das Haus noch seine Kameraden, er stierte nur hinein in eine Fülle aus gleißendem Licht, das alles verbrennen wollte, was nur zu verbrennen war.

Auch in ihm stieg die Hitze hoch, und er starrte auf die kleinen Flämmchen, die über seine Hände, die Arme und auch sein Gesicht wischten.

Der Schock ließ ihn den Schmerz nicht spüren. Als das erste Schreckgefühl vorbei war, fing er an zu schreien. Da traf es ihn mit einer ungemeinen Wucht.

Plötzlich war er von langen Flammenzungen umgeben. Sie schossen in die Höhe, sie leckten an seinem Gesicht entlang, und als lebende Fackel tauchte er ein in den Hubschrauber, dessen Inneres sich in eine Feuerhölle verwandelt hatte.

Das Feuer war schnell. Wie mit gierigen Händen ausgestattet, griff es um sich. Erbarmungslos schlug es zu, suchte sich den Weg, und es gelang ihm, auch in die kleinste Nische zu kommen.

Dazwischen brach der Mann zusammen. Das Feuer und die Berührung hatten ihn zu Staub werden lassen. Die Mumien aus dem All besaßen Kräfte, gegen die ein Mensch nicht ankam.

Für die Beamten der Sondertruppe waren die Gangster im Haus vergessen. Sie rannten fort, denn sie wußten, daß der Hubschrauber explodieren würde. Der große Tank war mit Kerosin gefüllt.

Es geschah!

Zuerst stand eine grellweiße Lichtglocke wie gemauert in der finsteren Nacht. Sie war aus der Maschine in die Höhe geschossen, und in sie hinein drang der explodierende Ball einer gewaltigen Feuerkraft, die den schweren Transporter restlos zerstörte.

Sie riß ihn auseinander, zerfetzte ihn in zahlreiche Teile, die in die Dunkelheit geschleudert wurden, und das Feuer breitete sich aus.

Brennende Benzinlachen bildeten einen mörderischen Regen, der in einem weiten Bogen über das Land niederging und auch die Mumien

nicht verschonte, denn auch sie standen in hellen Flammen.
Als brennende Körper torkelten sie davon. Das Feuer bildete eine gewaltige rote Insel inmitten der Dunkelheit. Wie kleine Raketen schossen die Trümmer davon, und sie klatschten auch, zusammen mit dem Feuer, gegen das in der Nähe stehende Haus.
Die Beamten der Sonderkommission blieben unverletzt, aber die Mumien brannten weiter…

***

Mein Plan wurde durch die Ereignisse umgeworfen. Ich hätte die Chance gehabt, die Gangster zu überwältigen, als der Wahnsinn begann. Ich sah das Feuer, das gleißende Licht und wußte plötzlich Bescheid.
Der Hubschrauber stand in Flammen.
Und er explodierte.
Als die Mumien brannten, hatte ich das Gefühl, die Welt würde untergehen. Feuer, Rauch, Lärm und eine gewaltige Druckwelle vereinigten sich zu einem mörderischen Inferno, das dem Haus und uns entgegenraste. Es rüttelte an den Grundfesten der Scheune, über mir brachen die brennenden Teile durch das Dach.
Urplötzlich schwebten wir in Lebensgefahr.
Welches Teil da brennend durch das Dach gerast war, konnte ich nicht erkennen, mir war nur klar, daß wir die Scheune verlassen mußten, denn die Druckwelle kam wie ein zweiter Feuersturm und zerriß das Haus. Es war nicht sehr stabil gebaut. Eine Wand flog weg. Sie hatte vor uns gestanden. Ich hörte Coucou wütend schreien, sah Marco am Boden liegen und hechtete selbst in Deckung.
Über und neben mir brach alles zusammen. Die Hölle mit dem Atem des Teufels darin konnte nicht schlimmer sein. In Form gewaltiger Flammenarme griff der Tod nach uns, wir konnten nur zusehen, daß wir ihm entkamen. Irgendwie gelang es mir, wieder auf die Beine zu kommen.
Rauch und Feuer umgaben mich. Ich war auch von umherfliegenden Teilen erwischt worden, meine Kleidung schwelte, fetter, stinkender Rauch nahm mir den Atem, aber ich wollte zu Cecile.
Die klemmte fest.
Die Französin hatte meinen Rat befolgt und war liegengeblieben.
Ein Fehler, wie ich nun feststellen mußte. Das Dach und die Tenne waren zusammengebrochen. Ein Teil der Trümmer hatte die junge Frau unter sich begraben.
Ob sie bewußtlos oder tot war, konnte ich auf die Schnelle nicht erkennen. Jedenfalls mußte ich sie unter den verdammten Balken und Holztrümmern wegzerren, bevor noch weiterer Segen von der Decke nach unten fegte.

Ich strengte mich an, zog und zerrte, hörte sie stöhnen und verdoppelte meine Anstrengungen.

Cecile Villard kam frei.

Nichts war mehr von ihrer einst so eleganten Erscheinung zurückgeblieben. In diesen Augenblicken wirkte sie schmutzig, zerzaust mit verbrannten Haaren und geschwärztem Gesicht.

Die Angst stand deutlich in ihren Zügen zu lesen. Ein stummer Schrei nach Hilfe, den ich nicht »überhörte«. Deshalb bückte ich mich, zog sie hoch und wuchtete sie über meine Schulter.

Ich rannte quer durch das Inferno aus Feuer und Rauch. Die Last auf der Schulter und die schlechte Luft machten mir schwer zu schaffen Um die anderen kümmerte ich mich nicht. Für mich war wichtig, dieser Hölle zu entkommen.

Ich hatte, soweit erinnerte ich mich, auch die Mumien draußen gesehen und glaubte auch, daß sie brannten. Sollte dies tatsächlich geschehen sein, hätte uns nichts Besseres passieren können. Wahrscheinlich vernichtete das Feuer sie.

Ich taumelte gegen einen brennenden Balken, riß diesen einfach um, hörte es über mir knacken und legte noch einen Zahn zu. Dieser verdammten Hölle mußte ich unbedingt entwischen. Dabei war die Scheune überhaupt nicht groß. Der Weg konnte also nicht weit sein, und ich hatte es noch immer nicht hinter mich gebracht.

Bis mich irgendwann die kalte Luft traf, der Qualm zerflatterte und ich wieder Atem holen konnte.

Tief saugte ich die klare Nachtluft in meine Lungen, ich stolperte automatisch weiter, keuchte, hustete und fühlte die Mattheit und das Blei in meinen Knochen.

Nur mühsam gelang es mir, mich auf den Beinen zu halten. Aber ich trug nicht nur die Verantwortung für mich, auch für meine Last auf der Schulter, und das war nicht einfach.

Irgendwann spielte eine Bodenwelle Schicksal. Ich hatte sie übersehen.

Ich stolperte, Cecile rutschte mir von der Schulter. Ich blieb in dieser Lage, atmete einige Male tief und fest durch, um die Nebel vor meinen Augen zu vertreiben. Mein Mund stand halb offen, ich spürte die Gänsehaut, gleichzeitig das Zittern und drehte mich herum, um auf die brennende Scheune schauen zu können.

Zwischen ihr und dem Hubschrauber hatten sich zwei Feuerquellen gebildet und miteinander Verbindung aufgenommen.

Hatten alle überlebt?

Ich dachte an Marco und den Bleichen. Aber auch an die Männer des Einsatzkommandos, die keine Chance gehabt hatten, dem Feuersturm zu entgehen.

Weder von der einen, noch von der anderen Partei sah ich etwas und

auch nichts von den Mumien, die sich, obwohl ich sie nicht gesehen hatte, für dieses Inferno verantwortlich zeigten.

Ich drückte mir selbst die Daumen, daß sie in der Flammenhölle verbrannt waren.

Dann kroch ich zu Cecile.

Der Boden unter mir war feucht. Meine Handballen schmierten durch nassen Lehm, und mit diesen schmutzigen Händen umfaßte ich den Kopf der Frau, um ihn anzuheben.

Sie öffnete die Augen.

Wie zwei hellere Kreise wirkten sie in ihrem rauch- und rußverschmierten Gesicht. Dabei schaute sie mich lächelnd an und fragte:

»Haben wir es überstanden?«

»Zum Teil.«

»Du hast mich rausgeholt, wie?«

»Ja.«

Sie faßte nach meiner Hand. »Danke, daß du mich nicht hast verbrennen lassen.«

Ich hob die Schultern. »Bullen sind nun mal so. Wir haben es gelernt, menschlich zu handeln. Ich glaube, daß du dir die falsche Seite ausgesucht hast.«

»Das scheint mir auch so zu sein.«

Ich wollte ihr keine Moralpredigten halten. Das war auch nicht meine Aufgabe. Andere Dinge waren viel wichtiger. Zudem mußte ich wissen, ob sie verletzt war.

»Hat es dich erwischt?« fragte ich sie.

»Ich… ich weiß nicht so recht. Jedenfalls habe ich mich schon mal besser gefühlt.«

»Versuche wenigstens, aufzustehen.« Ich half ihr dabei und stellte fest, daß sie Mühe hatte.

»Irgendwas ist mit meinem Bein!« flüsterte sie. »Ich weiß auch nicht, aber da hat es mich erwischt. Au!« Sie stöhnte plötzlich auf, als sie den linken Fuß zu stark belastete. »Das war zuviel.«

»Verstaucht?«

»Nein, ich…«

Ich hatte mich schon gebückt und schaute mir ihr Bein an. Es sah nicht gut aus. Das Blut lief bis in den Schuh hinein, breitete sich dort aus, so daß ihr Fuß bei jedem Schritt in der Lache rutschte.

»Okay, ich stütze dich!«

Cecile legte einen Arm um meine Schultern. Dabei lachte sie freudlos.

»Verdammt, wir hatten einen Coup landen wollen. Er hätte uns reich gemacht, wirklich. Und jetzt passiert so etwas.«

»Glauben Sie denn, die Killer hätten mit Ihnen geteilt?«

»Es wäre ihnen nichts anderes übriggeblieben«, antwortete sie zwischen zwei schweren Atemzügen. »Nur ich besaß die Verbindungen zu dem reichen Käufer. Nur ich.«

Ich ließ sie in ihrem Glauben und schaute mich noch einmal um. Hubschrauber und Scheune brannten noch immer. Die Flammen sahen dunkelrot aus. Sie fraßen alles. Der fette Rauch breitete sich glücklicherweise nicht in unsere Richtung aus.

Die neue Lage hatte ergeben, daß sich jede Gruppe, sofern sie überlebt hatte, allein durchschlagen mußte. Cecile fragte mich, was ich nun wollte.

»Da gibt es nur eine Möglichkeit. Dein Bein muß behandelt werden. Wir suchen einen Arzt auf.«

»Und den findest du?«

»Die kleine Stadt kann nicht weit weg sein.«

»Aber ich kenne Burgeont nicht.«

»Das wird sich ändern.«

Die Richtung hatte ich bereits eingeschlagen. Da wir nur sehr langsam vorankamen, würde es ziemlich lange dauern, bis wir unser Ziel erreicht hatten.

Die Feuersbrunst lag hinter uns, deshalb konnten wir uns auch auf die Lichter der Stadt konzentrieren. Irgendwann in der nächsten Stunde würden wir den Ort erreichen, so hoffte ich jedenfalls.

Cecile hielt sich tapfer an meiner Seite, auch bei einem unebenen Gelände, das wir sehr bald erreichten. In der Nähe floß ein Bach. Das Rauschen des Wassers hätte beruhigend auf meine Nerven wirken können, wenn ich nicht den Druck gespürt hätte, der hart über uns lag. Die Gefahr war längst nicht gebannt. Ich wußte nicht, wer der Hölle entkommen war und wer nicht.

Außerdem war es nicht sichergestellt, daß die Mumien nicht mehr lebten. Die waren etwas Besonderes, allein das Licht, das sie abstrahlten und Menschen zu Staub zerfallen ließ, konnte ich mit reiner Magie nicht erklären.

Ich dachte auch daran, daß sie in den Himmel gejagt waren, und ich erinnerte mich an die Worte, die Cecile gesprochen hatte und die sie von der alten Schriftrolle her kannte.

Es waren Besucher von den Sternen gekommen. Stammten diese Mumien etwa aus dem All?

Cecile Villard spürte, daß ich an etwas anderes dachte. Sie sprach mich auch darauf an.

»Ich denke über die Mumien nach.«

»Das habe ich oft genug getan.«

»Mit Erfolg?«

»Kaum.« Sie preßte die Worte hervor, denn bei jedem Schritt spürte sie Schmerzen. »Ich habe mich erst geweigert, an den Papyrus-Text zu

glauben, allmählich komme ich jedoch zu der Überzeugung, daß an diesen Worten viel wahr sein kann. Wenn nicht alles.«

»Dann rechnest du also damit, daß es in vorchristlicher Zeit Besucher aus dem All gegeben hat?«

»Ja.« Sie nickte. »Inzwischen ja. Ich habe auch die Publikationen und Spekulationen darüber gelesen. Sie haben mich nicht so überzeugt wie das Auftauchen der beiden Mumien. Ich meine, wir haben sie ja praktisch gefunden und auch dafür gesorgt, daß sie aus Ägypten herausgeschafft wurden.«

»Was nicht einfach war.«

»Stimmt. Es ging nur mit einem Bluff. Wenn wir ausstellen, haben die Leute nichts dagegen. Ansonsten ist es natürlich streng untersagt, Kulturgut aus dem Land zu schaffen.«

»Sie werden Schwierigkeiten bekommen!«

»Ich weiß.«

Mehr wollte Cecile zu diesem Thema nicht sagen. Außerdem mußten wir uns auf den Weg konzentrieren, der von nun an ziemlich uneben wurde, aber in Richtung einer Straße lief, die wir als schwaches, graues Band erkannten.

Um sie zu erreichen, mußten wir eine steile Böschung hinunterlaufen.

Das war Gift für das Bein der Französin. Ich dachte da praktischer und nahm sie auf meinen Rücken wie ein kleines Kind.

»Gott, ich mache dir nur Umstände.«

»Da bin ich andere Dinge gewohnt.« Da ich nicht noch einmal flach liegen wollte, war ich sehr vorsichtig. Schräg lief ich den Hang hinab.

Manchmal stemmte ich mich mit der Hacke in das weiche Gelände, verlor auch nie den Halt und erreichte schließlich sicher die Straße. Den Ort selbst konnten wir noch nicht sehen. Er lag hinter einer weit geschwungenen Kurve versteckt, außerdem führte die Straße noch durch ein kurzes Waldstück, das wir sehr bald erreichten.

Diese Gegend war tagsüber schon wenig befahren, in der Nacht erst recht nicht. So kam es, daß wir mutterseelenallein über die Straße wanderten und auch von den anderen beiden Parteien nichts entdeckten. Von den Mumien ganz zu schweigen.

Aber es war jemand da.

Sie hatten rechts und links der Fahrbahn im Unterholz gelauert. Sie blieben auch noch da, nur machten sie sich auf eine andere Art und Weise bemerkbar.

Von zwei Seiten gleichzeitig stachen uns die breiten Lichtstreifen der Scheinwerfer entgegen und vereinigten sich an ihrem Ziel.

»Stehenbleiben und Hände in den Nacken!«

***

Eine mir unbekannte Stimme hatte den Befehl gegeben. Sie hätte die Worte auch nicht zu sagen brauchen, unsere Chancen hatten sich mittlerweile dem Tiefpunkt genähert. Zudem blendete das Licht, und deshalb kamen wir der Aufforderung nach.

Ich konnte Cecile nicht mehr stützen. Sie mußte auf eigenen Beinen stehen und schwankte. Ein leiser Laut des Jammers drang über ihre Lippen, und in ihre Augen traten Tränen.

»Das gilt auch für Sie, Madame!«

»Sie ist verletzt«, rief ich. »Verdammt, schauen Sie sich ihr Bein an!«

»Das werden wir tun, wenn es uns paßt.« Nach dieser Antwort hörte ich Schritte. Sehr schnell waren sie hinter uns, ohne daß sich die Lichtlanzen der Lampen bewegt hätten. Ich schloß daraus, es mit mehreren Männern zu tun zu haben.

Was dann folgte war Polizeiroutine, die ich persönlich nur allzu gut kannte, weil ich sie oft genug angewendet hatte. Nur war ich das Opfer.

Meine Arme wurden an den Gelenken gepackt und auf den Rücken gerissen. Im nächsten Augenblick spürte ich den kalten Stahl der Handschellen an meinen Gelenken. Das Geräusch, mit dem sie einrasteten, gefiel mir überhaupt nicht, aber ich war wehrlos.

Auch dann, als geschickte Hände mich abtasteten, meine Beretta fanden und sie mir entwendet wurde.

Auch den Dolch nahmen sie weg. Um das Kreuz kümmerten sie sich nicht. Cecile wurde ebenfalls durchsucht. Bei ihr fand man nichts.

»Das waren die letzten beiden!« hörten wir einen der beiden Männer rufen. »Wir können.«

»Gut.« Die Antwort kam vom Rand der Straße her.

Sekunden später war es dann soweit. Es begann mit heftigen Stößen in den Rucken, die uns von der Straße zum Waldrand hin trieben. Wir durchbrachen das Unterholz und erreichten schon wenig später eine kleine Lichtung.

Dort hockten Coucou und Marco.

Die beiden mußten sich gewehrt haben. Im hellen Strahl der Lampen sahen ihre Gesichter böse aus. Coucou blutete an der Unterlippe, auch war ein Auge zugeschwollen, während sich Marco die Nase hielt, die völlig zertrümmert war.

Ein breitschultriger Mann trat auf uns zu und deutete auf die beiden Killer. »Jetzt seid ihr wieder zusammen. Und schaut euch die beiden genau an. Sie wollten sich widersetzen.«

Ich gab eine Antwort. »Es ist nicht so, wie Sie denken, Monsieur. Wir haben mit der ganzen Sache nur wenig zu tun. Wir…«

Der Mann vor mir hob seine Maschinenpistole. Er sah so aus, als wollte er mir den Kolben mitten ins Gesicht schlagen. Ich dachte an meine Sicherheit und verstummte.

Die Männer hatten es eilig. Sie trieben Marco und den Bleichen mit Tritten in die Höhe.

Das geschah schweigend, nur Cecile traute sich noch, nach dem Ziel zu fragen. Sie bekam auch eine Antwort. »Wir werden euch in die Stadt schaffen und dort hinter Gitter stecken. Anschließend sehen wir weiter. Für euch ist der Käse gegessen.«

»Mal sehen«, sagte sie nur…

***

Voller Wut hatten unsere Bewacher die Zellentür hinter uns zugeschlagen, und ich dachte daran, daß sie uns die Schuld am Tod ihres Anführers und am Tod des Piloten gaben.

Das stimmte nicht.

Der Gang in den Ort war mir vorgekommen wie ein Spießrutenlaufen.

Die Bewohner, die von dem Brand nichts mitbekommen hatten, lagen auch weiterhin in ihren Betten und hatten nichts bemerkt.

Der dicke Polizeichef war noch auf den Beinen. Er hatte vor dem Einsatz der Sondertruppe seine genauen Befehle erhalten. Wohl fühlte sich der Mann nicht in seiner Haut. Er schaute uns manchmal bedauernd an, wenn er in den schmutzigen und kahlen Zellentrakt kam, um noch einiges abzuholen.

Das waren doch unter anderem unsere Hosengürtel und auch die Papiere.

Dann warteten wir.

Man hatte uns in eine Zelle gesperrt. Ein schmutziges Loch im hintersten Winkel der Polizeistation. Versehen mit einem kleinen Fenster und zwei Pritschen.

An der Decke brannte eine durch ein Gitter gesicherte, trübe Leuchte.

Ihr Licht konnte auch nicht die Schatten aus den Winkeln und Ecken vertreiben.

Cecile war neben mir. Man hatte ihr das Bein verbunden. Manchmal zitterte sie und klapperte mit den Zähnen.

»Ich friere und schwitze«, flüsterte sie. »Das ist doch nicht normal.«

»Nein, du wirst Fieber haben.«

»Wenn das alles ist«, bemerkte Coucou.

Ich schaute ihn scharf an. »Du hast es gerade nötig, Killer. Aber verlaß dich drauf. Einfach werden wir es nicht gerade haben. Außerdem sind die Mumien noch frei.«

Marco sprach dagegen. Auch ihm hatte man ein Pflaster auf die zerklumpte Nase gesetzt. »Ich glaube nicht daran. Die verdammten Mumien habe ich brennen sehen. Die müssen zu Asche geworden sein.«

»Bist du sicher?«

»Ja.«
»Ich nicht«, stand Cecile mir bei. »Wenn die wirklich aus dem All stammen, überstehen sie auch das.«
Marco lachte. »Glaubst du denn den Mist, der auf dem Papyrus stand?«
»Es ist kein Mist«, flüsterte Cecile. »Ich bin inzwischen davon überzeugt.«
Marco winkte ab. »Ob Weltall oder nicht. Die Flammen haben sie gefressen, und wir sitzen in diesem verdammten Loch.« Er starrte mich an.
»Und wer ist schuld daran? Nur du, Bulle, du allein.«
Ich widersprach. »Ihr hättet davon die Finger lassen sollen. Es gibt Dinge, die sollte man ruhen lassen.«
»Für uns nicht.«
»Den Erfolg habt ihr erlebt.«
Er wurde nicht wütend, sondern grinste laut. »Eins freut mich nur. Nämlich, daß du, ein Bulle, ebenfalls mit eingesperrt worden bist. Das ist doch mal was Neues.«
»Noch bin ich eingesperrt. Aber wir haben unsere Papiere abgeben müssen. Sehr bald wird man erkennen, daß ich auf der anderen Seite stehe.«
Als hätte ich durch meine Worte ein Stichwort gegeben, hörten wir draußen auf dem Gang die schweren Schritte des Polizeichefs. Sie näherten sich unserer Zelle.
Wir hatten die Köpfe gedreht und schauten auf die Gittertür. Hinter den Stäben malte sich die massige Gestalt des Mannes ab. Er klimperte mit einigen Schlüsseln, schob den ersten ins Schloß und öffnete. »Monsieur Sinclair, Sie kommen mit mir.«
Ich stand auf und nickte Cecile beruhigend zu, während mich die anderen beiden wütend anstarrten. Ich trat auf den Gang. Sofort rammte der Dicke die Tür wieder zu. »Nichts als Ärger mitten in der Nacht!« brummte er und schaute mich aus seinen kleinen Augen an. »Man will Sie sprechen.«
»Das habe ich mir gedacht.«
Der Dicke ließ mich vorgehen. Zum Glück saß meine Hose auch ohne Gürtel so stramm, so daß ich sie beim Gehen nicht verlor. Fünf Männer bevölkerten das Büro des Dicken. Als wir hinzukamen, waren es sieben, und dafür war der Raum eigentlich zu klein.
Man starrte mich an.
Nur der Mann hinter dem Schreibtisch begann zu reden. In seinem Gesicht fiel der breite Streifen einer dunkelroten Narbe auf. »Ich bin Bob Carmus und leite jetzt die Truppe.« Er hob seine Hand. Mein Ausweis klemmte zwischen seinen Fingern. »Woher haben Sie ihn?«
»Er gehört mir.«

Aus seinen dunklen Augen schaute er mich skeptisch an. »Können Sie das beweisen?«

»Verlassen Sie sich erstens auf mein Wort und vergleichen Sie zweitens das Lichtbild.«

»Das will ich eben nicht. Aber wir haben ein Gespräch nach London angemeldet…«

»Um so besser!«

»Man redet erst, wenn man gefragt wird.«

Mir ging das Verhör - oder was immer es sein sollte - auf den Wecker.

»Hören Sie zu. Ich bin tatsächlich Oberinspektor bei Scotland Yard. Was soll diese ganze Schau?«

Zwei andere standen auf. Sie litten noch unter dem Tod ihres Anführers und wollten sich wahrscheinlich an mir schadlos halten, aber da genau meldete sich das Telefon.

Carmus winkte ab, die Männer setzte sich wieder, so daß der Mann zum Hörer greifen konnte. Er sprach sofort englisch, da wußte ich, daß die Verbindung stand.

Nach einigem Hin und Her wurde er verbunden. »Sie sind Sir James Powell?«

Ich vernahm die Antwort meines Chefs, denn Carmus hatte einen Lautsprecher zugeschaltet.

Ich verfolgte das Gespräch aufmerksam. Und Sir James bestätigte meine Identität.

Der Franzose bedankte sich, aber mein Chef wollte mich noch sprechen.

Ich bekam den Hörer gereicht.

»John, was ist geschehen? Ich wähnte Sie schon auf dem Flug nach London. Ist der Nebel so schlimm?«

»Nicht mehr, aber mir sind zwei Mumien in die Quere gekommen.« Ich erzählte Sir James in Kurzform von unseren bisherigen Erlebnissen. Er unterbrach mich nicht und stellte erst am Schluß meines Berichts eine Frage.

»Sind die Mumien noch frei?«

»Wir müssen damit rechnen.«

»Und sie leben?«

»Ja, Sir.«

»Dann erledigen Sie den Job, John.« Er pausierte kurz. »Sie kommen doch mit den Behörden klar?«

»Nach diesem Anruf bestimmt.« Damit war auch das Gespräch beendet.

Bewußt sachte und langsam legte ich den Hörer auf, bevor ich mich umdrehte. Ein betretenes Gesicht zog nur der Polizeichef von Burgeont.

Carmus sagte: »Dann wäre ja alles klar.« Ich bekam meinen Ausweis

zurück und auch den Gürtel.

Er hatte noch Fragen auf dem Herzen. Erst als meine Zigarette brannte, stellte er sie. »Sie sehen ziemlich verbrannt und schmutzig aus, Sinclair. Sie sind dieser Flammenhölle entkommen, in der sie mit den anderen gesteckt haben. Um sie geht es uns. Wie sind Sie auf Killer wie Coucou und Marco gestoßen?«

»Zufall.«

»Tatsächlich?«

Ich hatte beschlossen, den Leuten Vertrauen zu schenken und berichtete von meiner Zugreise. Zudem weihte ich sie auch in die Hintergründe des Falls ein und traf nicht einmal auf allzu großes Unverständnis, denn die Männer hatten ja den Auftritt der Mumien erlebt.

»Wir verloren den Piloten und unseren Chef. Zudem den Mann in der Hütte. Wer hat ihn erschossen?«

»Marco!«

»Dafür wird er büßen.«

Ich hatte nichts dagegen, wollte aber noch etwas hinzufügen. »Rechnen Sie immer damit, daß die Mumien nicht verbrannt sind. Wenn sie leben, werden sie zurückkommen.«

»Und weshalb?«

»Nach großen Motiven dürfen Sie nicht suchen oder forschen, Carmus. Nennen wir es einfach Rache. Und jetzt möchte ich meine Waffen zurückhaben.«

Ich bekam sie anstandslos.

Carmus dachte nach. »Rache«, murmelte er. »Wofür Rache?«

»Weil man ihre Ruhe störte. Vielleicht steckt auch eine fremde Intelligenz dahinter. Wir müssen mit allem rechnen.«

»Sind sie unbesiegbar?«

Ich hob die Schultern. »Das sieht im ersten Moment so aus, aber ich glaube es nicht.«

»Sie widerstanden unseren Geschossen.«

»Mumien muß man anders bekämpfen.«

»Und wie?«

»Mit einer Gegenmagie.«

Die Männer waren zu diszipliniert, um zu lachen. Nur der dicke Polizeichef stieß ein grunzendes Geräusch aus. Er verstummte aber sehr schnell, als Carmus ihn anschaute.

»Und das wissen Sie?« fragte er.

»Ja.«

»Weshalb haben Sie die Mumien dann nicht zerstört?«

»Man gab mir keine Gelegenheit. Als sie nahe genug herangekommen waren, befand ich mich in der Scheune. Hätte ich sie verlassen, um mich den Mumien zu stellen, wäre ich in die Kugelgarben gelaufen.«

»Das stimmt.«
»Somit stehen wir wieder am Beginn.«
Carmus spielte mit einem Kugelschreiber. »Wenn Sie schon so schlau sind, Sinclair, machen Sie einen Vorschlag.«
»Den Plan habe ich bereits.« Ich ließ mich auf der Kante des Schreibtisches nieder. Es war ein altes Stück, übersät mit Brandflecken und eingeritzten Zeichen sowie Strichen von Kugelschreibern. »Wir müssen auf jeden Fall von hier verschwinden, das ist eine Tatsache. Wenn die Mumien es auf uns abgesehen haben, nehmen sie auch auf Menschen keinerlei Rücksicht. Wenn Sie die Bewohner dieser Stadt nicht in Gefahr bringen wollen, lassen Sie uns fahren.«
»Und wohin?«
»Das müßten Sie wissen. Ich kenne mich hier nicht aus. Jedenfalls sollten wir uns beeilen.«
Carmus überlegte. »Es gibt nicht weit von hier eine alte Festung. Sie ist zu einem Knast umgebaut worden. Er gilt als ausbruchsicher. Jedenfalls müßten wir in die Berge.«
»Dann los.«
»So schnell geht es nicht.« Er wandte sich an den Polizeichef. »Haben Sie einen Gefangenentransporter hier?«
»Nein.«
Carmus schaute mich wieder an. »Dann fällt das auch ins Wasser.«
»Lassen Sie einen kommen. Sie haben vorhin von diesem Gefängnis gesprochen. Dort wird man so etwas haben.«
»Auch das kostet Zeit.«
»Je früher Sie anfangen, um so schneller kommen wir hier weg.«
Carmus war überredet. Er suchte die Nummer heraus und rief an. Nach fünf Minuten hatte er die andere Seite endlich überzeugt. »Meine Güte, die stellen sich an.«
»Wann kann der Wagen hier sein?« fragte ich.
»In zwei Stunden.«
Ich schaute auf meine Uhr. Das war nach der Tageswende. Rechnete ich noch einmal die gleiche Zeit hinzu, mußten wir noch in der Dunkelheit das Gefängnis oder die Festung erreicht haben. Marco und Coucou waren dort sicher aufgehoben, Cecile wollte ich nicht dort haben und sprach über sie mit dem Polizeichef.
Ich erklärte ihm, daß sie nicht zur Bande gehörte, aber er verlangte Beweise.
»Sie ist Archäologin!«
Der Dicke schüttelte den Kopf. Auch die anderen Beamten waren dagegen. Sie wollten erst die Untersuchung und Verhöre abwarten.
Da ich mich nicht auf der Insel befand, mußte ich mich den Anordnungen leider fügen.
Ab jetzt begann die Warterei. Ich ging wieder zurück in den

Zellentrakt und holte Cecile aus dem Loch. Das hatte ich immerhin erreichen können.
Sie wollte sich irgendwo waschen.
Man gestattete es ihr.
Aber jemand sollte im Waschraum bleiben. Sie hatte nichts dagegen, daß ich es war.
»Wie läuft es denn für mich?«
Ich schaute sie an. »Es geht. Ich habe versucht, dich herauszuhalten. Ist mir aber nicht gelungen.«
Cecile Villard lächelte. »Ich danke dir, aber vor der Polizei habe ich keine Angst.«
»Sondern?«
»Dieser steinreiche Ägypter, dem ich die Mumien besorgen sollte, macht mir Sorgen. Er hat Einfluß und kennt auch Leute, die rücksichtslos töten. Wahrscheinlich werde ich von seinen Killern gehetzt, wenn er erfährt, daß wir versagt haben. Er will nämlich nicht, daß sein Name in die Öffentlichkeit gelangt.«
»Willst du ihn mir sagen?«
»Nein, John, nein. Das ist ganz allein meine Sache.« Sie drehte mir den Rücken zu und wusch sich den Schmutz aus ihrem Gesicht.
Ich trat an ein vergittertes Fenster heran und warf einen Blick durch die Räume zwischen den Stäben nach draußen. Die Luft war klar geworden.
Es gab keine Nebelfetzen mehr, die an der Hauswand vorbeitrieben.
Gegenüber befand sich ein hohes Wohnhaus. Auf dem Gehsteig parkten einige Polizeiwagen und ein größerer, dunkler Citroen, der wahrscheinlich den Leuten vom Einsatzkommando gehörte.
Von den Mumien entdeckte ich nichts. Sollte das Feuer es tatsächlich geschafft haben, sie zu zerstören?
Ich hatte Cecile Villard noch nicht gesagt, wie es weiterging. Erst als sie eine diesbezügliche Frage stellte, bekam sie die Erklärung.
»Einen Knast, eine Festung…« Sie schüttelte den Kopf. »Aber auch das überstehe ich.«
»Ich hoffe es.«
»Und ich hoffe für mich, daß mein Auftraggeber seine Spitzel nicht auch in den Zellen hocken hat.«
»Sie könnten das Land verlassen.«
»Aber ich liebe Frankreich.«
»Auch wenn es Ihr Leben kosten kann?« Ich konnte mir nicht helfen.
Diese Cecile war eine Person, die ich nicht so ohne weiteres duzen konnte.
Immer wieder floß das Sie ein.
»Reden wir von einem anderen Thema.« Sie tupfte letzte Tropfen mit einem rauhen Handtuch aus dem Gesicht. »Werden wir so lange in der

Zelle bleiben?«
»Die Männer zumindest. Doch ich werde sehen, was ich für Sie tun kann.«
Es gelang mir durch zahlreiche Überredungskünste, Cecile Villard endgültig aus dem Dreckloch zu holen. In einem kleinen Raum neben dem Büro blieb ich mit ihr allein. Wir bekamen auch Kaffee, tranken ihn und rauchten dabei.
So verging die Zeit.
Es dauerte zum Glück nicht die vollen beiden Stunden, bis der Transporter erschien. Es war einer dieser dunkelgrünen Kastenwagen mit einem hohen Aufbau und schmalen, vergitterten Fenstern im oberen Drittel. Der Aufbau selbst war unterteilt. Rechts und links eines schmalen Mittelgangs befanden sich Zellen mit Gittertüren davor. Hunde hatten oft in ihrer Hütte mehr Platz als Menschen in den Zellen.
»Ist das nicht schlimm?« fragte ich.
»Wieso?«
Ich lächelte knapp. »Na ja, schon gut.«
Die beiden Männer wurden zu uns geführt. Marco und Coucou waren noch immer gefesselt. Bevor sie die Leiter an der Ladefläche betraten, schauten sie mich haßerfüllt an. Besonders Cecile. »Ich wußte es ja!« zischte er. »Bullen halten immer zusammen. Ich hätte dich schon im Zug aufspießen sollen. Merde.« Er spie aus.
Marco kletterte schweigend in den Wagen. Sie wurden in verschiedene Zellen geführt. Carmus persönlich schloß die Zellentüren ab.
Zuletzt kam Cecile. Ihr Lächeln wirkte etwas aufgesetzt oder verloren.
Es kam mir auch abschiednehmend vor, als sie an mir vorbeischritt. Ich wollte sie ansprechen, meine Kehle war aber zu eng geworden, und so ließ ich sie gehen.
»Tut mir leid«, sagte Carmus. »Aber wir können für Sie keine Sonderbehandlung einführen.«
»Ja, ich weiß.«
Als Carmus hinter ihr zuschloß, zuckte auch ich zusammen. Der Polizist verließ den Wagen und redete mit dem Fahrer, der im Ort zurückbleiben sollte.
Carmus persönlich wollte den Wagen ans Ziel bringen. In dem uns begleitenden Citroen sollten die restlichen Männer seiner Mannschaft fahren. Der dicke Polizeichef atmete auf, als wir in die Führerkabine stiegen.
Aus dem Haus gegenüber schaute eine Frau aus dem Fenster, die alles mitbekommen wollte.
Sie sah nur mehr zwei Fahrzeuge, die stadtauswärts rasten…

***

Sehr schnell waren wir in den Bergen und damit in einer wilden Landschaft, die in der Höhe noch einen Film aus Schnee zeigte. Das Mond- und Sternenlicht fiel auf die weißen Flächen. Es übergoß sie mit einem ungewöhnlichen Schimmer von graublauer Farbe, in den sich die hellen Lichter der Scheinwerfer mischten.

Es waren die Monts du Vivarais, in die wir hineinstießen. Eine stumme Welt unter funkelnden Sternen.

Der Citroen fuhr hinter uns die Straße mit den zahlreichen Kurven und Kehren hoch. Manchmal mußte Carmus sein ganzes Können einsetzen, um die engen Kurven zu nehmen. Ab etwa 1000 Meter über dem Meer lag noch der Novemberschnee auf der Straße.

Ich rauchte und verfolgte den Weg der Scheinwerfer. »Ist es tief in den Bergen?«

»Nein. Wir bleiben ja auch am Rand. Die Straße wird sich gleich gabeln. Nach dem Tunnel. Links führt sie normal weiter. Rechts geht es ab zur Festung.«

»Die ausbruchsicher ist?«

»So sagt man.«

»Wer ist dort untergebracht?«

»Schwerverbrecher, Terroristen.«

Ich räusperte mich. »Cecile ist weder…«

Carmus grinste scharf. »Beruhigen Sie sich. Wir werden Sie schon nicht mit irgendwelchem Gesindel zusammentun. Es gibt auch andere Zellen. Ich will nur, daß sie nicht flüchten geht.«

»Das hätte sie nicht getan.«

»Kennen Sie die Frau so gut?«

»Nein, ich verlasse mich dabei auf meine Menschenkenntnis.«

»Da sind Sie oft genug verlassen.«

Wir rollten in eine Linkskurve. Leitplanken gab es nicht, nur Pfähle.

Jenseits davon fiel ein mit Schnee bedeckter Steilhang ab. Ein Teil des Gerölls schaute noch aus dem Weiß hervor.

Gegenverkehr herrschte um diese Zeit nicht. Die Strecke war, das hatte mir Carmus gesagt, sowieso nicht zu stark befahren.

»Hinter der Kurve beginnt der Tunnel!«

Ich nickte.

Die Kurve war doch länger, als ich angenommen hatte. Dann erschien der Tunneleingang. Bevor wir ihn erreichten, schaute ich in den zweiten Außenspiegel.

Der Citroen war etwas zurückgefallen Das war schon öfter der Fall gewesen und kein Grund zur Beunruhigung.

Kurz vor Beginn des Tunnels wurde die Straße schmaler, einspurig wie der Tunnel. Die Vorfahrt war aber geregelt.

Wir rollten hinein. Carmus schaltete das Fernlicht ein. Geisterhaft

huschte es über die von Abgasen und Ruß geschwärzten Innenwände des Tunnels.

Auch der Pkw mußte den Tunnel bereits erreicht haben. Ich schaute wieder in den Spiegel und hatte plötzlich das Gefühl, in einer Eisklammer zu stecken.

Der Wagen war auch in den Tunnel gefahren, nur sah er jetzt anders aus.

Das grellweiße Licht und die Flammen des Feuers umgaben ihn wie ein gewaltiger Mantel…

***

Die Mumien!

Mehr dachte ich nicht und schrie dem Fahrer zu, anzuhalten. Carmus trat auch auf die Bremse, er brachte den Transporter zum Stehen und wollte die Tür aufstoßen.

»Noch nicht!«

Da zerplatzte der Citroen.

Es war furchtbar. Wir hörten die Detonation. Das Krachen jagte durch den engen Tunnel. Die Echos wetterten zwischen den Wänden, eine Druckwelle traf auf den Transporter. Er wurde durchgeschüttelt. Uns passierte nichts, obwohl die brennenden Teile des Citroen gegen die Aufbauten hinter uns krachten, an dem harten Panzer aber abprallten.

Die Männer waren nicht mehr zu retten. Ich hatte Carmus für einen gefühllosen Burschen gehalten, nun aber sah ich, daß er weinte. »Sie hatten keine Chance. Verdammt, sie hatten keine Chance!« Er ballte die rechte Hand und hämmerte sie auf den dunklen Lenkradring.

»Denken Sie jetzt nicht an Ihre Leute, Carmus! Wir müssen etwas tun!«

»Und was?«

»Es sind die verdammten Mumien!«

Das hatte mir noch gefehlt. Sie waren schlauer, als ich gedacht hatte.

Sich einen Tunnel auszusuchen, um zuschlagen zu können, war für sie fast ideal.

Diesmal wuchtete ich die Tür auf und hatte kaum meinen Körper ins Freie gedreht, als mir bereits die dicken Rauchschwaden entgegentrieben, die der brennende Wagen absonderte.

Er brannte tatsächlich lichterloh. Dunkelrote Flammen, umgeben von schwarzem Rauch, trieben durch den Tunnel und erschwerten das Atmen.

Die explodierenden Teile waren bis gegen die Decke gejagt. Dort klebten sie fest und brannten weiter. Der Treibstoff hatte große Lachen gebildet, über die ein Teppich aus Feuer zuckte.

Die Hitze nahm allmählich unerträgliche Temperaturen an. Meine

Augen tränten, ich keuchte und sprang über ein glühendheißes Stück Blech hinweg, das durch die Explosion seinen Weg bis zu unserem Transporter gefunden hatte.

Für mich war es jetzt wichtig, in den Wagen hineinzukommen. Ich mußte die Menschen befreien, egal, was sie auch getan hatten. Noch hielten sich die Mumien zurück, aber sie waren vorhanden, denn ich sah ihre Gestalten hinter den wabernden Schleiern der Feuer.

Eine Mumie holte einen verbrannten Menschen aus den Trümmern und hielt ihn fest. Was sie mit ihm vorhatte, sah ich nicht mehr, denn die hintere Tür des Wagens war wichtiger.

Auch Carmus hatte das Führerhaus verlassen. Während er die gepanzerte Tür aufschloß, vernahm ich aus dem Innern das heftige Schreien. Die Menschen dort mußten vor Angst vergehen. Ich drückte Cecile beide Daumen. Hoffentlich behielt sie die Nerven.

Endlich war die Tür offen.

Bevor ich in den Wagen stieg, warf ich noch einen Blick zurück. Es war gut so, denn die beiden Mumien hatten ihre Plätze verlassen. Als schaurige Gestalten verließen sie den Flammenvorhang.

Ihre bandagierten Arme schlenkerten vor und zurück. Sie reagierten dabei wie ein Uhrwerk, und es war klar, daß sie sich auch noch die letzten Opfer holen wollten.

Mein Platz war nicht auf dem Wagen, sondern draußen, wo ich die Mumien stellen konnte.

»Holen Sie die Leute raus!« brüllte ich Carmus zu. »Ich bleibe hier.«

Ob er mich gehört hatte, wußte ich nicht. Darauf kam es nicht an. Die Mumien zu beschießen, hatte keinen Sinn. Wenn eine Waffe etwas erreichte, war es das Kreuz.

Das holte ich hervor.

Und ich ging den Mumien entgegen.

Rauch trieb in mein Gesicht. Er brannte im Mund, drang vor bis in die Kehle. Ich hustete mir fast die Lunge aus dem Leib und war in diesen Augenblicken kein souveräner Kinoheld, sondern verglich mich selbst mit einem ziemlich angeschlagenen Sheriff, der trotzdem noch in die Schlacht mußte.

Die Mumien waren einige Male durch das Feuer gelaufen, aber nicht völlig verbrannt.

Grau waren die weißen Lappen geworden, aber die Gefahr ging nach wie vor von ihnen aus.

Ich suchte nach einem guten Platz, um mich ihnen stellen zu können.

Und dann hatte ich auch eine Idee.

Seitlich führte eine Leiter auf die Ladefläche. Die kletterte ich hoch und stand kaum geduckt auf dem Dach – zum Glück war die Tunneldecke so hoch -, als der erste der Gefangenen sein Gefängnis verließ.

Es war der Bleiche!
Coucou rannte schreiend ins Freie. Er mußte irgendwie durchgedreht haben, denn er machte den Fehler, genau auf die beiden Mumien zuzurennen. Seine Waffen hatte man ihm abgenommen, so wollte er mit bloßen Händen gegen sie angehen.
Und die Mumien packten zu.
Die im Tunnel hängende und wabernde Hitze verzerrte meine Blickperspektive ein wenig. Trotzdem konnte ich das Grauenvolle erkennen. Die beiden Mumien hielten den Bleichen gepackt. Eine rechts, die andere links. Einen Moment zögerten sie noch, als wollten sie es genießen, und dann setzten sie plötzlich ihre Magie ein.
Ich schaute zu.
Ja, ich unternahm nichts, aber dieses Zuschauen war ungemein wichtig, denn mich überkam plötzlich eine Blitzidee. Ich konnte den Vorgang haargenau erkennen. Die Mumien mußten sich, wenn sie einen Gegner vernichteten, ebenfalls auflösen. Während sie ihr Licht abgaben, waren sie nicht existent. Da erlebten sie eine Energieumwandlung. Aus Materie wurde Strahlung, die anschließend, wenn der Vorgang beendet war, wieder zurückgeführt wurde.
Ein Vorgang, der mich faszinierte und zum Handeln zwang, denn ich rief die Formel genau in dem Augenblick, als die beiden Mumien nicht mehr Materie waren, sondern Licht.
»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

***

Und diesmal funktionierte es auch.
Mein Kreuz wurde zu einem Fanal aus Licht. Energie kämpfte gegen Energie, aber die geweihte Kraft der vier Erzengel stach voll hinein. Sie hüllte die Mumien und auch den Bleichen ein. Alle drei wurden zu einem Zentrum des Lichts und der reinen Magie.
Sie vergingen!
Einem Zuschauer wäre dies wie ein Wunder vorgekommen. Für mich war zwar auch vieles unbegreiflich, aber ich nahm diese Tatsache hin, ohne nach den tieferen Gründen zu fragen. Der Tod und die Vernichtung waren einfach schneller.
Zwei Mumien und ein Mensch zerfielen.
Als die Energie in mein Kreuz zurückkehrte und nicht mehr sichtbar war, sah ich weder von den Mumien etwas noch von dem Bleichen. Vielleicht gab es noch Staub, aber der wurde von den bläulichroten, über den Boden leckenden Flammen verbrannt.
Aus und vorbei!
Mit Zitterknien kletterte ich wieder die Leiter hinunter, sprang zu Boden, hustete und sah Gestalten auf mich zukommen. Bob Carmus lebte ebenso wie Marco und Cecile. Die Frau ging allein. Sie warf sich

in meine Arme, während Carmus den Gangster und Killer unter seiner Kontrolle behielt und ihm die Mündung einer Waffe gegen den Nacken preßte.

»Vorbei!« schrie ich.

Der Mann nickte. »Und wohin?«

Ich deutete in die entgegengesetzte Richtung.

Dort lag auch ein Ausgang…

***

Wir waren zu erschöpft, um reden zu können, saßen am Rand der Straße und atmeten nur. Ich ließ mich schließlich nach hinten fallen, schaute in den klaren Nachthimmel, sah die zahlreichen Sterne und dachte an die Mumien, die mit der unheimlichen und nicht erforschten Kraft des Alls gefüllt gewesen waren.

Ich hatte sie zerstören können, obwohl es lange Zeit danach nicht ausgesehen hatte.

Eine Hand berührte mich. Sehr weiche Fingerkuppen fuhren über mein Gesicht.

Ich drehte den Kopf ein wenig nach links und schaute in das feuchte Gesicht der Cecile Villard. »Danke, mein Lebensretter!« flüsterte sie. »Ich danke dir.«

»Na ja, vergiß es.«

»Wie könnte ich das?«

Ich richtete mich wieder auf. Marco und Carmus saßen ein Stück entfernt am Hang. Der Gangster redete wie ein Buch. Er erzählte alles.

Wahrscheinlich stand er unter einem Schock.

Schweigend hörte Carmus zu. In seinem Gesicht regte sich nichts. Er hatte seine Kollegen und Freunde verloren, das mußte er zunächst einmal verdauen und auch seinen Vorgesetzten begreiflich machen.

Cecile rückte eng an mich heran. Sie lächelte und sah mit dem rauchgeschwärzten Gesicht eigentlich recht hübsch aus. »Du hättest dich nicht zu waschen brauchen.«

»Das mache ich gern und besonders intensiv. Ich werde die nächste Reinigung als eine rituelle empfinden und mein altes Leben abwaschen. Vielleicht fange ich ein neues an. Unter einem anderen Namen und ganz woanders.«

»Du mußt es wissen. Es wäre zumindest in Erwägung zu ziehen.«

»Sicher. Aber vorher hast du bei mir noch etwas gut, John Sinclair. Ganz spontan. Sag, was du einmal im Leben mochtest?«

Gespannt und aus großen Augen schaute sie mich an. Sie wartete auf meine Antwort.

Die bekam sie auch. »Was ich möchte, Cecile? Einmal die Niagara-Fälle hinunterfallen.«

»Und dann?«

»Vom Supergirl gerettet werden…«

Sie stöhnte auf und sank zur Seite. »Engländer!« rief sie. »O Himmel, seid ihr wirklich so?«

Ich grinste sie an. »Manchmal, nur manchmal…«

***ENDE***